A. Lat. a.
1378

A. Lat. a. 1378 Persius

[illegible] fol 84
[illegible] fol 129
[illegible] fol 182

Persius Satiren.

Einleitung, Uebersetzung und Erklärung

von

Dr. W. S. Teuffel.

Bayerische Staatsbibliothek München

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Mit einem gewissen Gefühle von Befriedigung überblicke ich diese Blätter, nicht zwar weil ich das Ziel, das ich mir gesteckt, erreicht zu haben glaube, sondern weil nun doch endlich die Arbeit ein Ende gefunden, ein Resultat geboren hat, weil aus dem ewigen Schwanken des Hin- und Her-Aenderns endlich einmal etwas Festes, vorläufig wenigstens nicht weiter zu Veränderndes hervorgegangen ist. Und wahrlich, so vielen bleibenden Gewinn ich auch aus der Arbeit gezogen, ich möchte sie nicht wieder von vorne anfangen müssen. Indessen werden mir etwaige spätere Arbeiten dieser Art, namentlich die beabsichtigte und schon begonnene Uebersetzung des Juvenalis, nunmehr weit leichter werden; denn ich habe mich aus den sich kreuzenden Ansichten über deutsche Metrik nun zu einer festen Theorie emporgearbeitet, von der ich mich überzeugt habe, daß sie die einzige der deutschen Sprache vollständig angemessene ist, und deren praktische Anwendbarkeit das vorliegende Bändchen beweisen soll. *) Die beiden Hauptsätze dieser Theorie sind, daß die deutsche Sprache eine wesentlich accentuirende ist, und daß der Ac-

*) Eine nähere Ausführung meiner Theorie ist in Mager's pädagog. Revue, Febr. 1844, S. 118—126 und 156—166 zu lesen.

cent vom Gedanken bestimmt wird. Diesen fast allgemein anerkannten Wahrheiten hat es nur meist an einer consequenten Anwendung gefehlt; baut man ihnen gemäß die Verse, so muß das Hauptkriterium der Richtigkeit die Uebereinstimmung der logischen Betonung mit der prosodischen seyn; wer die Verse logisch richtig vorzutragen weiß, der muß eben damit auch richtig sie skandiren. Darnach möchte ich meine Verse beurtheilt sehen, und bitte nur in Bezug auf den Prolog um Nachsicht, der schon zu gut übersetzt ist, als daß ich ihn, ohne mir fremdes Eigenthum anzumaßen, ganz befriedigend hätte übersetzen können.

Was die allgemeinen Grundsätze des Uebersetzens betrifft, so war es mein erstes Bestreben, deutsch zu übersetzen. Man sollte möglichst wenig merken, daß man hier etwas nicht ursprünglich in dieser Sprache und für sie Gedachtes und Verfaßtes vor sich habe. Ganz dieses vergessen zu machen, ist freilich — bei Persius wenigstens — unmöglich, vielleicht nicht einmal wünschenswerth; doch habe ich mich bemüht, eine Uebersetzung zu liefern, welche wenigstens nicht auch sprachlich unverständlich sey. Um dieses zu erreichen, mußte ich mir freilich manche Freiheit nehmen, die ich aber vor Verständigen wohl verantworten zu können glaube, und wer durchaus eine Uebersetzung wünscht, die er nicht verstehe, den bitte ich, statt der meinigen lieber z. B. die von Hauthal in die Hand zu nehmen; dort wird er seine Ansprüche in reichem Maße befriedigt finden. Ich habe keine Interlinearübersetzung, kein Daguerrotyp von Persius Satiren geben wollen, sondern ein Porträt; und wie der gute Maler immer mehr oder weniger idealisiren, und nicht jede Warze und jede momentane Runzel seines Originals auf die Leinwand übertragen wird, so habe ich mir durchaus kein Gewissen daraus gemacht, Dinge, welche in unserer Sprache geradezu als Absurditäten erscheinen müßten, und wohl auch im Lateinischen nicht gerade

für geistreich gelten dürfen, nach Bedürfniß zu ändern oder wegzulassen (vgl. IV, 49. V, 96), auch viele Flickwörter und ähnliche aus metrischer Noth hervorgegangene Sachen des Originals mir erlassen (z. B. IV, 2. 40. auch V, 31 wäre für uns, die wir nicht mehr die Anschauung haben, succinctus ein Flickwort) und öfters mehr erklärt als eigentlich übersetzt (s. III, 4), überhaupt, wofern es nur ohne Kaiserschnitt möglich war, vor Allem den Gedanken zu retten gesucht. Freilich ist dadurch manche Eigenthümlichkeit des Persius verwischt worden; aber für Leser, welche alle individuelle Eigenschaften eines fremden Schriftstellers nicht blos der Einleitung aufs Wort glauben, sondern selbstständig kennen lernen und gründlich studiren wollen, für solche schreibt man zunächst die Uebersetzungen nicht; solche müssen durchaus auf das Original zurückgeben, und wenn sie mit diesem dann meine Uebersetzung vergleichen wollen, so werden sich ihnen eben wegen der Beschaffenheit der letztern die Eigenthümlichkeiten des ersteren schärfer herausheben. So habe ich z. B. III, 34 durchsichtiger, ebenmäßiger gemacht, während das Original auch logisch untergeordnete Punkte mit Effekt ausstattet, und dadurch seinen Gang so schwerfällig macht.

Was meine Vorgänger betrifft, so standen mir nur die Uebersetzungen von Donner und W. E. Weber zu Gebot; auch die von Hauthal. Aber diese habe ich, nachdem ich einmal eine ganze Satire in ihr gelesen hatte, fast nie wieder in die Hand genommen; ich kann einen Mann nicht begreifen, der Verse baut, welche im Durchschnitt drei prosodische Schnitzer und vier sonstige Sünden gegen den Geschmack, die Logik oder die Grammatik, enthalten, und dennoch sich berechtigt glaubt, die Uebersetzung von Weber der Härte und Sprachwidrigkeit anzuklagen, und gar eine Abhandlung über den Hexameter und die metrischen Uebersetzungen der Alten in unserem Jahrhundert anzukündigen. Weber's

Uebersetzung ist zwar allerdings etwas hart und allzusehr skandirend (bei seiner Juvenalis-Uebersetzung ist dieses weit weniger der Fall), aber wer es hierin zehnmal ärger macht, hat kein Recht ihn zu schelten. Die gründliche Abweichung meiner metrischen Ueberzeugungen von den seinigen und von denen Donner's hat übrigens gemacht, daß meine Uebersetzung in außerordentlich wenigen Fällen mit den ihrigen zusammentreffen konnte. Dazu kommen noch Verschiedenheiten der exegetischen Auffassung. Ich bin allen meinen Vorgängern gegenüber dadurch in wesentlichem Vortheil, daß ich die vortreffliche Ausgabe von O. Jahn benützen konnte. An diese habe ich mich im Ganzen angeschlossen, doch nicht ohne die ältere Literatur zu vergleichen, und in ziemlich vielen und nicht unbedeutenden Punkten meinen eigenen Weg zu gehen, wovon ich in der Regel die Gründe auseinander gesetzt habe. Passow's Ausgabe konnte ich zu meinem Bedauern nicht benützen, und aus Hauthal's unerquicklichem Buche war für meine Zwecke wenig zu schöpfen. Dieses Buch zeugt zwar von sehr reichem Wissen und großem Scharfsinn, und enthält des Belehrenden und Anregenden ungemein viel; aber man muß dieß theuer erkaufen, und bis man sich durch den gräulichen Wust geschmackloser Geniesüchteleien, die in endloser selbstgefälliger Breite sich hinziehenden leeren und für jeden wissenschaftlichen Leser unausstehlichen Ergüsse seiner verschiedenen Launen, die langweilige Geschichte seiner Uebersetzung, wo jeder Schnitzer, den er einmal gemacht hat, dem Leser als höchst interessant aufgetischt wird, die Unordnung und Formlosigkeit, die zahllosen Beweise seiner Unfähigkeit, irgendwie Maß zu halten und einen Gegenstand wissenschaftlich zu erörtern, bis man sich durch dieses Alles und so vieles Andere, was man selbst durchmachen muß, um seine ganze Widrigkeit zu empfinden, durchgeschlagen hat, wird man den Dank für das manchfache Gute und Treffliche fast ganz vergessen

haben, und nur sich beeilen, daß man auf Hörweite von ihm wegkommt. Das Buch befaßt sich ausschließlich mit Kritik, und theilt eine Menge zum Theil höchst seltsamer kritischer Einfälle und Gelüste mit, von denen nur ein negativer Gebrauch zu machen ist; der Text des Persius bedarf solcher Dinge nicht.

Bei den Anmerkungen habe ich es zunächst auf die Bedürfnisse nicht-gelehrter Leser abgesehen, und daher alle gelehrten Nachweisungen vermieden, Vieles auch durch Verweisungen auf Pauly's Real-Encyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft abgemacht, weil ich diese für ein Werk halte, das allgemeine Verbreitung verdient, und wenn ihm diese immer mehr zu Theil wird, den Alterthumsstudien wichtige Dienste zu leisten im Stande ist. Den hiedurch gewonnenen Raum habe ich auf Erörterung solcher Punkte, welche mir noch nicht gehörig ins Licht gesetzt schienen, verwendet. Namentlich glaube ich den Zusammenhang und Plan der einzelnen Satiren schärfer dargelegt und zu unbefangenerer ästhetischer Kritik des Dichters einen Anstoß gegeben zu haben. Hiedurch, sowie durch die ausführliche Rücksichtnahme auf die neuesten Untersuchungen, glaube ich diesen Anmerkungen auch für Gelehrte einiges Interesse gegeben zu haben, und empfehle daher dieselben, wie die ganze Arbeit, ihrer freundlichen Aufnahme.

Tübingen.

W. Teuffel.

Einleitung.

I. Lebensumstände des Persius.

§. 1.
Quellen.

Es hängt mit der ganzen Eigenthümlichkeit unseres Dichters zusammen, daß bei ihm nicht, wie bei Lucilius und Horaz, seine Gedichte die Hauptquelle für die Erkenntniß seiner Person und seines Lebens bilden. Bei Lucilius ist die Satire noch was ihr Name besagt, ein buntes Gemisch von Stücken, wie es die manchfaltigen Studien, Erlebnisse, Gedanken, Einfälle und Empfindungen des Dichters herbeiführen; auch erscheint Lucilius als kräftige, bedeutende Persönlichkeit, als Mann einer ganz bestimmten Partei, ihre Sache als die eigene betrachtend und auch dadurch häufiger auf Darlegung seiner Individualität geführt; endlich ist bei ihm das Schreiben und Dichten nicht ein künstlerisches Produciren, eine Arbeit oder ein Genuß, sondern ein Thun; er schreibt wie er spricht und was er gerade denkt. Hierin unterscheidet sich Horaz von ihm; bei ihm ist das Gedicht nicht mehr der unmittelbare kunstlose Erguß einer momentanen Stimmung, sondern er gibt seine

Gedanken und Einfälle in die Zucht der Kunst, schickt sie in die Schule des fein abwägenden Verstandes, daß sie da abstreifen was ihnen noch Rohes anklebt, den Eigensinn, die Sprödigkeit gegen einander ablegen und sich zu einem wohlgerundeten harmonischen Ganzen zusammenschließen. Aber in Beziehung auf die Mischung beider Elemente, des unmittelbaren und des durch das Bewußtseyn gebrochenen, des natürlichen und des künstlerischen, des inspirirten und des freien, sind sich seine verschiedenen Gedichte nicht gleich. Bei den Oden, wo die formellen Schwierigkeiten größer sind, überwiegt das zweite Element oft in der Weise, daß das erste gar nicht vorhanden ist; in seinen Satiren dagegen hat das erste Element das Uebergewicht, sie stehen der Quelle näher, sind eine frischere Darlegung der Persönlichkeit des Dichters, zeigen noch seine individuellen Züge, sind nicht so abgeschliffen, abgekühlt, ins allgemein Menschliche verflacht, wie die Oden es größtentheils sind. Daher gewähren die Satiren ein weit vollständigeres, treueres, lebendigeres Bild von dem Leben und der Person ihres Verfassers, als die Oden. Denn die Satire war es auch zunächst, zu welcher er durch seine Eigenthümlichkeit getrieben werden mußte; in dem Spiele mit den Zuständen seiner Zeit bewährte sich die Sicherheit, Selbstständigkeit seiner Individualität, konnte er sich als den zeigen, der mit feinem Takte an allen Verhältnissen das Lächerliche herausfühlte und mit Liebenswürdigkeit und erfinderischer Kunst eine ganze Stufenleiter des Lachens auf sie anwandte. Auch für Persius war, wenn er überhaupt sich auf dem Gebiete der Kunst versuchen wollte, die Satire noch die angemessenste Gattung; das Mißverhältniß zwischen der von ihm geträumten oder vielmehr aus Büchern zusammengelesenen, aus philosophischen Dogmen zusammengebauten Idealwelt und der wirklichen Welt mußte ihn zur Satire führen. Aber freilich war, um die Kluft genauer auszu-

messen, eine eingehende Kenntnißnahme auch von der Wirklichkeit nothwendig, und dann hätte wohl auch jenes Ideal manchfache Modifikationen erlitten. Dieß aber versäumte Persius; er setzte den Fuß nicht hinaus über die Schwelle der Stoa, sein ganzes Leben verläuft ohne Schicksale, ohne andre Erfahrungen, als die theoretischen der philosophischen Schule, an welche er sich angeschlossen hatte. Und so sind auch seine Satiren keine Gemälde seines Lebens, keine Resultate seiner Beobachtung, keine Früchte seines eigensten Nachdenkens, sondern Schularbeiten, versificirte Aufsätze, Zeugnisse seiner Auffassung, Durchdringung und Darstellung der Gedanken seines Lehrers, seiner Schule, Belege von der verhältnißmäßigen Selbstständigkeit, womit er sie wiederzugeben, in selbstgewählten Formen auszuprägen gewußt hat. Für die Kenntniß seines Lebens geben sie daher geringe Ausbeute, nur einzelne wenige Andeutungen finden sich III, 44 ff. (eine Reminiscenz aus seinen Kinderjahren), V, 19—44 (über sein Verhältniß zu Cornutus), VI, 6 ff. (über seinen dermaligen Aufenthalt). Wir wüßten daher überaus wenig über sein Leben, wenn nicht eine alte Biographie desselben auf uns gekommen wäre, welche eine Reihe werthvoller Notizen enthält. Sie findet sich in vielen Handschriften des Persius, und trägt in den meisten und ältesten die Ueberschrift: Vita A. P. Fl. de commentario Probi Valerii sublata. Zweierlei enthält also diese Angabe, erstens daß Valerius Probus der eigentliche Verfasser sey, zweitens daß er nicht persönlich und unmittelbar diese Vita verfaßt habe, sondern dieselbe seinem Commentar entnommen sey. Die ganze Angabe kann unmöglich erfunden oder aus Mißverständniß entstanden seyn, da sie an keinen sonst aus Persius bekannten Namen anknüpft, daher wir allen Grund haben, sie festzuhalten. Also: sie rührt von Valerius Probus her. Dieser Satz enthält einmal negativ eine Abweisung der durch Nichts begrün-

beten und aus gewissen Vorurtheilen und Mißverständnissen leicht zu erklärenden andern Annahmen, welche dieselbe entweder auf Suetonius oder auf Cornutus zurückführen, jenes der Name des angeblichen Biographen anderer römischer Dichter, dieses der des Commentators von Persius. Positiv aber ist Valerius Probus der Verfasser. Wer ist nun dieser? Ein Grammatiker jedenfalls, denn er hat einen Commentar geschrieben. Aber es gibt mehrere Grammatiker dieses Namens, und wonach sollen wir unter diesen wählen? Die Biographie selbst ist von der Art, daß die ihr zu Grund liegende Quelle (also eben Val. Pr.) entweder selbst der Zeit des Persius sehr nahe gestanden seyn, oder wenigstens solche Quellen benützt haben muß; denn sie enthält eine Menge der einzelnsten, genauesten Notizen, welche auf keine Weise aus den Satiren selbst geschlossen werden konnten, wohl aber ganz vortrefflich zu diesen stimmen, und sie in vielen Punkten aufhellen. Da wir nun aber die Quelle, aus welcher die Biographie geschöpft ist, nicht haben, so können wir nicht beurtheilen, ob dieselbe Original ist, oder selbst wieder auf eine ältere zurückweist. Doch läßt sich für das Erstere so viel anführen, daß es wenigstens als das überwiegend Wahrscheinliche betrachtet werden muß. Wir kennen nämlich wirklich einen Grammatiker Valerius Probus aus der Zeit unmittelbar nach Persius, über welchen wir zwar nicht ausdrücklich berichtet finden, daß er über diesen Dichter geschrieben, von dem aber dieses sehr wahrscheinlich gemacht werden kann. Es ist dieses der älteste uns bekannte Grammatiker dieses Namens, der aus Berytos, über welchen Osann, Beiträge zur röm. Lit.Gesch. II, S. 166 ff. und neuestens O. Jahn in den Prolegg. zu seiner Ausgabe des Persius S. CXXXVI bis CL ausführliche Erörterungen angestellt haben. Er lebte noch unter Nero, konnte also recht wohl mit allen Verhältnissen des Persius vertraut seyn. Aber wird man in dieser

Zeit schon Commentare zu Persius geschrieben haben? Dieß ist durchaus nicht unmöglich; denn Probus konnte unsern Dichter um einige Jahrzehnte überleben, und den Commentar in einer späten Zeit seines Lebens verfassen, auch war Persius von jeher dunkel und schwerverständlich, selbst für seine Zeitgenossen, vollends die in den Provinzen. Zwar wird als Eigenthümlichkeit des Probus angegeben, daß er auf die älteren römischen Schriftsteller zurückgegangen sey, durante adhuc in provincia antiquorum memoria, necdum omnino abolita sicut Romae; aber Persius mochte für ihn einen eigenen Reiz haben, weil er selbst ein ernster, strenger, düsterer Mann war, wie aus den Nachrichten über ihn aufs Bestimmteste hervorgeht. Daher verwandte er auf seinen Zeitgenossen Persius eine Liebe und einen Fleiß, wie er sonst nur einem Terentius, Virgilius widmete, und commentirte ihn. In diesem Commentare brachte er da und dort genauere Nachrichten an, welche er von dem Leben des Dichters hatte, und diese wurden später excerpirt und als Vita Persii den Ausgaben desselben und den Commentaren dazu beigefügt. Aus dieser Entstehungsweise ergibt sich theils eine neue Bestätigung der Zurückführung der Vita auf Valerius Probus aus Berytos, theils erklärt sich daraus die Beschaffenheit derselben. Jenes insofern, als es unwahrscheinlich wäre, daß so frühe nach Persius eine eigene Aufzeichnung seiner Biographie Statt gefunden hätte, während noch kein Bedürfniß dazu vorhanden war, während ein Commentar zu seinen Satiren von Anfang an Bedürfniß war und die Ausführung hievon vielfach auf Erwähnung von Thatsachen aus seinem Leben führen mußte. Was sodann die Beschaffenheit der Vita betrifft, wie sie uns vorliegt, so ist sie in einem Zustande großer Zusammenhangslosigkeit und Unordnung; bedeutende Widersprüche finden sich darin in Bezug auf das Lebensalter des Persius, der Schluß ist in einem viel gezierteren und ge-

schraubteren Tone gehalten, als das Uebrige. Dieß Alles erklärt sich daraus, daß Valerius Probus diese Nachrichten nicht in derselben Ordnung, überhaupt nicht als zusammenhängendes Ganzes gegeben hat, vielmehr die Zusammenstellung von einem spätern Grammatiker herrührt, und zwar der Schluß vielleicht von einem andern, als das Frühere, von einem Solchen, der auch das von Valerius als Einleitung zu Sat. I. und als Bemerkung zu Sat. I, 121 Mitgetheilte für werth hielt, zu der Vita, wie sie ein Vorgänger mit den Worten des Valerius Probus, und wohl nur diese verbindend und redigirend und den Rechnungsfehler am Schlusse beifügend, geliefert hatte, nachträglich beigefügt zu werden. Freilich hat er es ungeschickt genug gethan, indem er z. B. die unpassende Verbindungspartikel Sed wählte, und die größere Selbstständigkeit, mit welcher dieser noch spätere Grammatiker bei der Redaktion verfuhr, hatte nur größere Geschmacklosigkeit zur Folge. — Die Biographie findet sich in allen Ausgaben des Persius; eine kritische Bearbeitung derselben hat O. Jahn gegeben a. a. O. S. 233—238, und über ihren Zustand und Ursprung vergl. dessen Prolegomena S. CXXXV f. und CL f. Aus ihr ist das Material für die folgende Darstellung genommen.

§. 2.

Leben des Persius.

Aulus (etruskisch Aules) Persius Flaccus wurde geboren den 4. December 787 d. St., 34 nach Chr., in der etruskischen Stadt Volaterrä, wo ein neuerer italienischer Gelehrter, Hipp. Landinelli, sogar noch sein Haus gesehen haben will. Seine Familie gehörte dem Ritterstande an, war wohlhabend und durch verwandtschaftliche Beziehungen angesehen. Sein Vater hieß Flaccus; seiner Mutter Name war Fulvia Sisennia. Der Erstere starb aber, als Persius erst etwa sechs

Jahre alt war; nach dessen Tode verheirathete sich zwar seine Mutter zum zweiten Male, mit einem römischen Ritter Fusius; doch starb auch dieser bald, und die Wittwe scheint sich nun mit ihrer Schwester vereinigt zu haben. So wuchs unser Satiriker, gemeinsam mit einer Schwester, fast ausschließlich unter weiblichen Einflüssen auf. *) Erst als er zwölf Jahre alt war, siedelte seine Mutter mit ihm nach Rom über, wie es bei Horaz und Ovid ebenso der Fall war. Natürlich aber brachte er hieher in allem, was damals zur Bildung gehörte, also ganz besonders in der griechischen Sprache und Literatur, schon alle Vorkenntnisse mit, so daß er in Rom für den grammatischen und rhetorischen Unterricht gleich die berühmtesten Lehrer dieser Zeit, den Rhemmius Palämon und Verginius Flavus, benützen konnte. Als er in seinem sechszehnten Jahre nach römischer Sitte ins männliche Alter übertrat und zum Zeichen davon die männliche Toga anlegte, benutzte er die ihm nun gewordene größere Freiheit nicht zu Ausschweifungen, wie die meisten seiner Altersgenossen thun mochten, sondern, ernst wie er von Anfang an war, schloß er sich nun enge an den stoischen Philosophen L. Annäus Cornutus an. Freundlich kam ihm dieser entgegen, ermunterte sein Streben, erweiterte seine Kenntnisse, kräftigte seinen Willen. Es war, wie Persius selbst (V, 39) es treffend bezeichnet, ein Ringen zwischen beiden Geistern, aber ein Ringen, in welchem der Besiegte zu seyn, wonniger, schöner und befruchtender war, als zu siegen. Aus diesem Verkehre der Geister entwickelte sich ein Freundschaftsverhältniß, welches das Daseyn des einen überdauerte, und wovon dieser selbst in seiner fünften Satire ein ansprechendes, gemüthliches Zeugniß hinterlassen hat.

*) Nur will es mit dieser Darstellung nicht recht stimmen, daß Persius selbst III, 47 von der Anwesenheit seines Vaters bei seinen rhetorischen Uebungen spricht.

Die stoische Philosophie war in jener Zeit der Mittelpunkt und Herd, um welchen sich Alles sammelte, was nicht in dem Strudel der Entartung Gesinnung und Besinnung verloren hatte. Hieher flüchtete sich auch Persius, und vergaß über der Stille und behaglichen Wärme seines Aufenthaltsortes die Stürme, die draußen heulten, die Kälte, die da ins Mark schnitt, das Gewirre und den Frevel und das Elend und die Verworfenheit, die auf der Straße sich drängten, und wenn er ans Fenster trat, so geschah es nur, um das Theil zu preisen, das er sich erwählet und in wohlgemeintem Eifer Jung und Alt, Groß und Klein aufzufordern zum Eintritt in das enge Gemach, in dem er selbst in gewählter Gesellschaft sich befand. Hier waren nämlich lauter Männer, welche eine edlere Lebensaufgabe sich gestellt hatten, welche mit Bildung ein ehrenwerthes sittliches Streben verbanden. Aus dem unmittelbaren Kreise des Cornutus werden uns Petronius Aristokrates aus Magnesia und der lacedämonische Arzt Claudius Agathemerus genannt, von welchem Letztern unser Dichter das eine und andere Medicinische und Physiologische gelernt haben mag, das in seinen Satiren hervortritt. Cornutus' Vermittlung war es auch, durch welche Persius mit dem in demselben Alter stehenden aufstrebenden Dichter Lucanus in Verbindung kam. Excentrisch, wie er in allen Dingen war, äußerte er die Bewunderung, welche er vor der dichterischen Begabung des Persius hegte, einst als dieser eines seiner Erzeugnisse vorlas, durch den begeisterten Ausruf, das erst seyen wahre Gedichte! Außerdem werden als Jugendfreunde und Studiengenossen des Persius aufgeführt ein gewisser Calpurnius Statura, der noch vor ihm starb, und Cäsius Bassus, gleichfalls ein Dichter. Auch mit dem derselben philosophischen Schule angehörenden Seneka wurde er bekannt, aber erst später und ohne Gefallen an ihm zu finden. Denn dieser weltmännische Papier-Stoiker

mußte einem Stoiker von so strikter Observanz, wie Persius war, und dem es mit seiner Philosophie so heiliger Ernst war, als Eindringling, Entweiher und Verräther erscheinen. Früher und tiefer war dagegen die Bekanntschaft des Persius mit dem gesinnungsvollen Pätus Thrasea. Dessen Frau, die jüngere Arria, die Tochter derjenigen, welche sich den Dolch aus der Brust zog und ihn ihrem Gemahle in die Hände gab mit den Worten: es thut nicht weh, — war eine Verwandte von Persius, und durch sie kam dieser mit Thrasea in Verbindung, der zwar viel älter war als er selbst, aber dem strebsamen, sittlichreinen jungen Manne seine ganze Liebe zuwandte, ihn in seine nähere Gesellschaft zog, und auch auf einer Reise ihn sich zum Begleiter wählte. Es mochte dem in unermüdetem Kampfe gegen das Schlechte sich verzehrenden Thrasea wohl thun, in die stille Fluth dieses kindlichen Gemüthes zu blicken, eine Persönlichkeit anzuschauen, welche in seliger Unbefangenheit, wie durch einen vorzeitlichen Akt der Selbstbestimmung, das Alles schon besaß, was er in heißen Kämpfen immer wieder von Neuem sich retten mußte, an dessen Augen die wirkliche Welt vorüberzog, ohne ihn aus seinem glücklichen Traume zu wecken, welcher in einer durch Verwesungsdünste verpesteten Atmosphäre wandelte, ruhig und arglos, doch ohne sie einzuathmen, in dessen Gesellschaft er die schlimme Wirklichkeit vergessen konnte, ja fast mußte. Zehn Jahre, bis zum Tode des Persius (denn Thrasea fiel erst vier Jahre später als Opfer der Tyrannei Nero's), dauerte die Verbindung beider, und wir können uns denken, wie viel unser Satiriker durch den Umgang mit diesem ebenso gemüthvollen als kräftigen und gebildeten Manne für seine eigene geistige und sittliche Entwicklung und Kräftigung gewann. In dieser Beziehung übte auch sein Verhältniß zu M. Servilius Nonianus gewiß einen sehr vortheilhaften Einfluß. Diesem Manne, der als Geschichtschreiber ein

geachtete Stellung einnahm, durch Beredtsamkeit sich auszeichnete und auch äußerliche Anerkennung gefunden hatte, indem er bis zum Consulat gelangte, obwohl er immer die ehrenhafteste Gesinnung bewiesen hatte, diesem Manne hing Persius mit kindlicher Zärtlichkeit an, und in seinem Hause lernte er auch den Plotius Macrinus kennen, für dessen sittliche Tüchtigkeit die Art, wie seiner im Anfange von Sat. II. gedacht ist, Gewähr leistet. Doch nicht lange sollte sich Persius eines so vortrefflichen Kreises von Freunden erfreuen: noch nicht volle 28 Jahre alt starb er auf seinem Landgute an der appischen Straße an einem Magenleiden, den 24. November 815 d. St., 62 nach Chr. Er hinterließ ein Vermögen von etwa 200000 Gulden und eine Bibliothek von 700 Bänden oder vielmehr Rollen, welche schon deßwegen nicht aus lauter Schriften des Chrysippus bestehen konnte, wie angegeben wird, weil ja Persius ein eifriger Verehrer der römischen Literatur war, Pacuvius, Ennius, Lucilius, Horatius, Virgilius u. A. genau kannte und aus der griechischen z. B. mit Platon und Sophron vertraut war. In seinem Testamente vermachte er seinem vieljährigen treuen Freunde und Lehrer Cornutus ein nicht unbedeutendes Legat und seine ganze Bibliothek; Cornutus aber nahm nur diese an, das Geld ließ er den Verwandten des Persius.

§. 3.

Person und Charakter des Persius.

Die äußere Erscheinung des Persius war nach der Angabe seines Biographen schön (fuit formae pulchrae): er mochte einen schlanken Wuchs und feine weiche Züge haben. Indessen ist keine Abbildung von ihm erhalten. Zwar glaubte man früher in einem Basrelief der Villa Albani sein Porträt zu erkennen, weil das Gesicht Anspruchslosigkeit

und Bescheidenheit verräth und das Haupt mit Epheu bekränzt ist; neuerdings hat man aber diese Ansicht aufgegeben, vornehmlich aus dem Grunde, weil das Bild zu dem jugendlichen Alter unseres Dichters nicht paßt. Vgl. O. Jahn's Prolegg. S. XLIV.

Ueber seinen Charakter können wir aus seinen Handlungen nicht urtheilen; denn ihn charakterisirt vielmehr gerade die Zurückziehung vom handelnden Leben; auch hat er zu kurz gelebt, zu wenig Prüfungen durchgemacht (eine der schwersten, Thrasea's letzte Schicksale, ersparte ihm sein frühes Ende), ist in zu wenig Collisionen gekommen, als daß er sich vielseitig hätte bewähren können. Indessen fehlt es uns an Anhaltspunkten für eine allgemeine Schilderung und Beurtheilung desselben doch keineswegs: mittelbar und unmittelbar bietet sein Biograph manche dankenswerthe Notiz darüber, und seine eigenen Gedichte, so wenige ihrer sind und so wenig darin seine Persönlichkeit in den Vordergrund tritt, geben uns ein hinreichend deutliches Bild von seinem Wesen, das nicht so zusammengesetzt, so reich, so manchfaltig, so proteusartig ist wie das des Horaz, und daher weit weniger Schwierigkeit für das Verständniß, aber auch weit weniger Interesse darbietet.

Schon aus den im Obigen gegebenen Aufzählungen erhellt, daß sich Persius entschieden auf der Seite der Guten befand, daß er zu der kleinen Zahl derjenigen hielt, welche in einer Zeit der greulichsten Verdorbenheit, der schnödesten Selbstwegwerfung das heilige Feuer der Sittlichkeit und der freien Gesinnung in ihrer Mitte nicht erlöschen ließen. Und so stellt er sich auch in seinen Gedichten durchaus dar. Für die Tugend zieht er, ein begeisterter, rüstiger Streiter, ins Feld, Jedem den Handschuh hinwerfend, welcher die Unvergleichlichkeit seiner Dame durch Wort oder That zu bezweifeln wagt, und mit Leidenschaft führt er das Schwert für sie, die er auf sein Schild gezeichnet hat. Aber

freilich ist diese Tugend theils eine beschränkte, als stoische aufgefaßte, theils in eine ideale, phantastische Höhe geschraubt, und seine Gluth für sie ist eine abstrakte, unreife, nicht das Resultat langer und tiefer Beobachtung, allseitiger Vergleichung, unbefangener Beurtheilung, es ist das Glühen für ein kaltes, lebloses Bild, anstatt für eine wirkliche, lebenswarme Gestalt. Er kann die Tugend, die er liebt, nicht in Fluß bringen, sie nicht in die Vielheit der Tugenden auseinanderlegen; überall hin nimmt er das ganze schwere und schwerfällige Götterbild mit sich. So ist auch seine eigene Tugend eine gediegene, aber ungewandte, welche sich nicht messen mag mit dem einzelsten Detail des Lebens, mit der Manchfaltigkeit der sittlichen Verhältnisse; sie hat sich noch nicht gestoßen, noch nicht abgerieben an den Zuständen der Gegenwart, es sind noch ungemünzte Barren Goldes und Silbers. Und ist nicht ebenso auch sein Freiheitssinn ein Stubengewächs, unfähig, den rauhen Lüften, die draußen wehen, die Stirne zu bieten? Man fühlt es überall hindurch, daß es diesem Manne unmöglich war, je den niedrigen Schmeichler zu machen, einzustimmen in die schamlosen Huldigungen, welche man den Verworfensten darbrachte; aber wenn der Sturmwind der Tyrannei gegen ihn daherbrauste, hätte er nicht scheu das Haupt gesenkt, sich zu Boden geworfen? Er hat viel Gemüth, viel natürlichen Sinn für das Gute, aber Charakter hat er nicht; dazu ist er zu weich, zu weiblich; großen Katastrophen war er nicht gewachsen, darum hat er sich selbst von solchen ferne gehalten, und würde es wohl auch ferner gethan haben, und wäre mit seinen Satiren, wenn sie irgend einen Stachel hatten, wohl nie von selbst hervorgetreten; davor aber, daß er wider seinen Willen in Kämpfe und Gegensätze hineingezogen worden wäre, hat ihn ein günstiges Geschick bewahrt. Daß es uns auch nicht an individuelleren Zügen aus dem Charakter des Persius fehle,

dafür hat sein Biograph gesorgt durch die Angabe: Fuit morum lenissimorum, verecundiae virginalis, pietatis erga matrem et sororem et amitam exemplo sufficientis. Fuit frugi et pudicus. *) Wir haben hierin außer der natürlichen Beschaffenheit des Persius namentlich den Einfluß einer überwiegend weiblichen Erziehung zu erkennen. Was die jungfräuliche Züchtigkeit betrifft, so scheinen ihr zwar einige Stellen aus den Satiren dieses Dichters, namentlich seiner vierten und sechsten, zu widerstreiten. Aber einmal bezieht sich jene Keuschheit zunächst und vorzugsweise auf das Handeln, da die Prüderie der Worte dem Süden fremd ist; sodann aber sind jene Stellen mit einem gewissen moralischen Ingrimm, mit entschiedener innerer Entfremdung von der Sache selbst, mit einer Verachtung derselben, wie aus der Person eines Andern heraus gesprochen; schlüpfrig sind sie durchaus nicht, wohl aber sehr plump, und was dieser Unterschied in subjektiver Beziehung zu bedeuten habe, habe ich schon in meiner Charakteristik des Horaz S. 56 hervorgehoben.

II. Die Gedichte des Persius.

§. 4.

Aufzählung derselben.

Scripserat etiam in pueritia Flaccus praetextam Vescio et ὁδοιπορικῶν librum unum et paucos in socrum Thraseae (Arriam matrem) versus, quae se ante virum occiderat. Omnia ea auctor fuit Cornutus matri eius, ut aboleret. Nach dieser Notiz

*) Dieser Satz kann zugleich als Beleg für das S. 14 f. über die Entstehungsweise und die Ordnung dieser Biographie Gesagte dienen.

des Biographen hatte also Persius schon in früher Jugend poetische Gelüste gefühlt und die Früchte davon waren

1) eine praetexta, d. h. eine fabula praetextata, betitelt Vescio. Fabulae praetextae oder praetextatae sind Stücke, in welchen praetextati auftreten, d. h. solche Männer, welche zum Tragen eines Purpurstreifs an der Toga berechtigt sind, also Magistrate: somit Darstellungen aus dem römischen Leben und der römischen Geschichte und zwar (zum Unterschiede von den fabulae tabernariae) mit höheren, bedeutenderen Gegenständen, und in Folge dessen in höherem Stile. *) Brutus, Decius, Cato Uticensis u. dgl. bildeten die Stoffe der fabula praetexta, und diese lag daher dem Persius von seinen Schulübungen her (vgl. Sat. III, 45) sehr nahe, war nur eine andere Form derselben und erforderte nach der ganzen Haltung dieser Stücke wenig Kunst. Was den Titel des Stücks betrifft, so sollte man als solchen den Namen irgend eines bekannten Römers, welcher der Held desselben wäre, erwarten; statt dessen aber bekommen wir das Wort Vescio, das schon durch seine ungefügige Einreihung und durch die Nichterfüllung jener Erwartungen sich als entschieden corrupt verräth. Neukirch de fab. tog. S. 92 vermuthete darunter den Namen des bekannten durch Arminius vernichteten Varus; natürlicher aber wäre, von der Form Uescio aus an Uticensis zu denken. Jedenfalls ist die Wahl einer fabula praetexta ein Zeugniß von der frühen vaterländischen Richtung des Persius.

*) Die sonstige Unterscheidung von Tragödie und Komödie findet auf das Gebiet des historischen Drama's der Römer keine Anwendung, und es ist daher eine leere, nutzlose Frage, ob z. B. die praetextata zur Komödie oder zur Tragödie zu rechnen sey; mit beiden hat sie Merkmale gemein und ist doch keines von beiden.

2) Ὁδοιπορικά, eine Reisebeschreibung, wohl angeregt durch den Vorgang von Lucilius und Horaz, also schon ein Vorläufer der Satiren. Dieses Gedicht mit der Reise, welche Persius in Begleitung des Pätus Thrasea machte, in Verbindung zu bringen, liegt nahe. Trotz des griechischen Titels war das Gedicht sicher lateinisch.

3) Ein kurzes Gedicht auf den muthigen Tod seiner Verwandten, der ältern Arria, Thrasea's Schwiegermutter. Als Zeichen seiner Richtung und Gesinnung ist die Wahl dieses Thema nicht ohne Bedeutung.

Diese drei Jugendversuche zu unterdrücken rieth Cornutus wohlmeinend und sehr verständig für das Interesse seines verstorbenen Schülers und Freundes sorgend, der Mutter desselben. Diese folgte dem Rathe, und so sind uns von Persius erhalten nur seine sechs Satiren.

§. 5.

Entstehungsweise und Herausgabe der Satiren des Persius.

Ueber die Zeit und die Art der Entstehung dieser Satiren gibt der Biograph in dem angehängten Schlußsatze folgende Nachricht: ut a schola magistrisque divertit, lecto libro Lucilii decimo vehementer satiras componere instituit. Hienach hätte er also sehr frühe mit Abfassung von Satiren angefangen, was sich freilich bei der Dauer seines Lebens von selbst versteht. Aber im Unterschiede von den §. 4 aufgeführten Versuchen aus seinen Schülerjahren fallen die Satiren nach dieser Zeit; er hatte schon ausgelernt, gleichsam absolvirt, als er sich zur Satire wandte, und seine Leistungen auf diesem Gebiete gehören somit einer Periode verhältnißmäßiger Reife an. Was die Angabe über die Einwirkung des Lucilius betrifft, so beruht sie wahrscheinlich auf Mißverständniß. Es war wohl in dem Commentar des Va-

lerius Probus zu Sat. I, 1 bemerkt, daß dieser Vers aus dem zehnten Buche des Lucilius genommen sey, woran sich vielleicht eine allgemeine Bemerkung über das Verhältniß des Persius zu diesem Dichter, die manchfache Anregung, welche jener aus ihm geschöpft habe, anschloß. Diese Notiz benützte der auf Vermehrung der Vita, wie er sie fand, ausgehende zweite Bearbeiter derselben für seinen Zweck, und zwar in der Weise, daß er die beiden Theile der Bemerkung des Valerius Probus durcheinanderwarf, und aus der Verwendung des ersten Verses auf Nachahmung der ganzen ersten Satire schloß, und weiter daraus, daß diese Satire als die erste steht, darauf, daß sie die zuerst verfaßte sey, und hieraus endlich, daß Persius überhaupt durch Lucilius' zehntes Buch zum Verfassen von Satiren veranlaßt worden sey. So hätten wir durch eine Reihe von Mittelglieder, die nur in dem Geiste des Grammatikers rascher und unbewußter auf einander gefolgt wären, aus einem ganz richtigen Anfange einen unwahren und absurden Schluß. Wir bedürfen der Annahme einer besondern Veranlassung durch Lucilius nicht mehr, und können sie sogar hier nicht brauchen, nachdem wir wissen, daß Persius schon vor seinen Satiren *ὁδοιπορικά* verfaßt hat, also der Anstoß durch jenen viel früher fallen müßte; auch können wir es aus dem ganzen Charakter und der Richtung desselben weit gründlicher erklären, daß er gerade dieser Art von Dichtung sich zuwandte. — In welcher Reihenfolge Persius die sechs Satiren verfaßt habe, läßt sich bei dem völligen Mangel untrüglicher Anhaltspunkte nicht mit Sicherheit bestimmen. Irre ich jedoch nicht, so ist die Ordnung, in welcher wir sie haben, wirklich die chronologische. Dieß hat schon a priori viele Wahrscheinlichkeit für sich; denn da die Ordnung in allen Handschriften unverändert dieselbe ist, so ist die Annahme begründet, daß sie auch die ursprüngliche sey, diejenige, in welcher die Stücke von Bassus herausgegeben

wurden. Da dieser aber die Sammlung noch nicht vollendet fand, so war sie auch noch nicht von Persius selbst zusammengestellt, er mußte also die Aneinanderreihung selbst besorgen. Wenn dieses sein Hauptgeschäft war, so verfuhr er doch wohl dabei mit Nachdenken, also nach bestimmten Gesichtspunkten. Hiebei führte die Pietät gegen den verstorbenen Freund von selbst auf diejenige Ordnung, welche die faktisch von ihm selbst befolgte war, und daher gleichsam die Stelle einer Biographie desselben vertrat, indem daraus die Art, wie er sich in der letzten Zeit beschäftigt hatte, hervorging. Hätte Bassus irgend ein anderes Princip zu Grunde gelegt, so hätte er ohne Zweifel die an Cornutus gerichtete Satire sowohl in dem Sinne ihres Verfassers, als auch aus Rücksichten persönlicher Dankbarkeit gegen den, der auch sein Freund war und der ihm gefällig den Ruhm der Herausgabe dieser Satiren abgetreten hatte, an eine ehrenvollere Stelle gerückt. Diese apriorische Erörterung bestätigt sich aber noch unmittelbarer durch die Gedichte selbst. Es ist augenscheinlich und schon öfter bemerkt worden, muß auch später wieder hervorgehoben werden, daß die Satiren des Persius ihrer inneren Beschaffenheit nach in zwei Arten auseinanderfallen: auf der einen Seite steht die erste Satire, welche kritisch-ästhetischen Inhaltes ist, auf der andern die übrigen stoische Sätze ausführenden. Zwar ist ein Band zwischen beiden, indem die erste dazu dient, dem Dichter gleichsam Raum zu machen in der Literatur, seine Stellung in dieser festzusetzen, also den weiteren Satiren den Weg zu bahnen; aber der Unterschied ist doch in der Weise vorhanden, daß die Annahme unmöglich ist, Persius habe zwischen die stoischen Satiren hinein jene ästhetische verfertigt. Vielmehr muß diese entweder zu einer Zeit verfaßt seyn, wo Persius von jenen noch Nichts als den festen Plan, den bestimmten Willen und Ueberblick hatte, oder erst dann, als die doctrinellen Stücke

fertig waren, und ihr Verfasser nun über das Verhältniß derselben zu der Zeitliteratur Reflexionen anstellte und in dieser (I.) Satire niederlegte. Nun ist aber die letztere Annahme unmöglich, da wir ganz bestimmte Nachricht haben, daß Persius an der persönlichen Vollendung seiner Satiren durch den Tod gehindert wurde; somit bleibt nur die erstere übrig, daß Sat. I. zuerst verfaßt sey. Dieß wird dann auch von mehreren Seiten her bestätigt. Einmal erklärt sich daraus, daß das Programm vor der wirklichen Ausführung verfaßt worden ist, die manchfache Incongruenz beider, da offenbar Sat. I. ganz Anderes erwarten läßt, als dann folgt; sodann, daß Sat. I. einen Prolog hat, ist nur unter der Voraussetzung begreiflich, daß mit diesem Stücke ein Ziel schon erreicht schien, daß es sich als etwas in sich Abgeschlossenes darstellte. Wenn aber Sat. II—VI. nach der ersten verfaßt sind, so fragt sich, in welcher Ordnung die Abfassung dieser fünf erfolgte? Hier gibt die sechste Satire einen Anhaltspunkt, sofern ich am Schlusse der Anmerkungen zu derselben bewiesen zu haben glaube, daß dieselbe wirklich die von Persius zuletzt verfaßte ist. Nehmen wir in Folge dieses Präjudizes an, daß auch die übrigen in chronologischer Ordnung stehen, so läßt sich dieses zwar aus der näheren Beschaffenheit derselben nicht weiter bestätigen, da innerhalb so kurzer Zeit, bei so gleichem Gegenstande und so wenigen Stücken das Vorhandenseyn eines auffallenden Unterschiedes, etwa eines Fortschrittes nicht erwartet werden kann; aber der Inhalt der einzelnen Stücke selbst ist doch jener Annahme günstig, sofern sich an denselben ein immer unbedingteres Hingeben an die stoische Philosophie darstellt. Sat. II. behandelt noch einen Gegenstand, der nicht unmittelbar und ausschließlich stoisch ist; Sat. III. aber fordert schon zum Anschluß an diese Philosophie auf; hiebei geht der Dichter gleichsam mit gutem Beispiele voran, indem er im Folgenden den Mit-

telpunkt der stoischen Ethik, die Lehre von der wahren Freiheit, ausführt (Sat. V.), und als Vorbereitung und Einleitung hiezu in Sat. IV. die Selbstprüfung und Selbsterkenntniß einschärft; Sat. VI. endlich macht den stoischen Grundsatz des Anschließens an die Natur zunächst nach einer Seite geltend, und es hätten sich hieran wohl später andere ähnliche Ausführungen angeschlossen. Doch kann sich dieses Jeder denken, wie es ihm beliebt; mir genügt es, wenn es mir gelungen seyn sollte, die chronologische Anordnung der sechs Satiren als wenigstens sehr wahrscheinlich darzustellen.

Was endlich die Herausgabe der Satiren betrifft, so haben wir hierüber wieder bestimmte Angaben des Biographen. Hienach hat Persius dieselben nicht selbst vollendet, sofern er weder die Sammlung mit sechs Stücken abschließen wollte, noch auch das sechste schon vollständig ausgearbeitet hatte. Hier half Cornutus dadurch, daß er einige noch ausgearbeitete Verse wegließ und mit einem Satze endigte, welcher einen scheinbar befriedigenden Schluß bildet. Vgl. hierüber unten die Schlußbemerkung zu Sat. VI. und über eine zweite Aenderung, welche er vorgenommen haben soll, die Anmerkung zu Sat. I, 121. Cornutus hatte also anfänglich die Absicht, die Herausgabe der Satiren des Persius selbst zu besorgen; als aber Cäsius Bassus ihn bat, an dieser Gelegenheit, dem gemeinsamen Freunde einen Liebesdienst zu erweisen, auch ihn theilnehmen zu lassen, so überließ er diesem die Herausgabe. Es scheint aber nicht, daß Bassus außer der Anordnung der Stücke, der Besorgung der ersten Abschriften und der Verhandlung mit einem Buchhändler über die Veranstaltung der weiteren Copien, irgend etwas Anderes an den Satiren zu thun gehabt oder gethan habe.

III. Schilderung und Würdigung der Satiren des Persius.

§. 6.

Persius als Satiriker.

Wenn wir die Art betrachten wollen, wie Persius sich in seinen Satiren darstellt, so müssen wir das, was ihn als Menschen charakterisirt, unterscheiden von dem, was über ihn als Dichter und Künstler zu sagen ist. Der sittliche Ernst, der Haß gegen das Schlechte, die Begeisterung für das Gute, welche sich allenthalben ausspricht, muß uns für den Menschen Achtung einflößen, darf uns aber für die ästhetischen Mängel seiner poetischen Produktionen nicht blind machen. In jener Beziehung zeigt sich seine Tüchtigkeit darin, daß er sich mit voller Seele an die Stoa ergeben; aber darin liegt zugleich ein großer Theil seiner Mängel. Zwar wollen wir kein Gewicht darauf legen, daß er so auf die Originalität und Selbstständigkeit des Denkens verzichtet habe; denn es findet sich in seinen Satiren Manches, was nicht unmittelbar auf die stoische Philosophie zurückzuführen ist, mancher schöne und tiefe Gedanke (z. B. II, 52 ff. III, 35 ff.), dem wir an seiner Stelle haben Gerechtigkeit widerfahren lassen, und von dem wir wenigstens keinen anderweitigen Ursprung nachzuweisen vermögen; auch ist es jedenfalls besser, fremde Gedanken nachzudenken und innerlich zu verarbeiten, als gar nicht zu denken. Aber indem er so ganzen, bitteren Ernst machte aus dem Anschließen an diese Schule, indem er gleichsam Parteimann wurde, hat er sich den unbefangenen, klaren Blick ins Leben getrübt; er sieht Alles durch die Brille der Schule an, und indem er sich seine Lebensansichten nicht durch Anschauung des Lebens selbst bildete, sondern vor dieser und ohne sie, und in das Netz seiner vorher festgestellten

Kategorien, Vorstellungen und Sätze die concreten Verhältnisse hineinzwängte, so ist seine Weltansicht eine trockene, leblose, stubenhockerische geworden. Daß er aber durch die Philosophie den Humor verloren habe, daß diese die Ursache sey, warum wir in seinen Satiren vergebens spähen nach dem bunten Farbenspiel des Witzes, der heitern Laune, warum uns immer und ewig die weiße Wand des Predigertones angähnt, kann man gewiß nicht mit Recht sagen; denn jene Vorzüge hatte ihm die Natur von Anfang an versagt, sie waren durch den Ernst seines Wesens von vornherein ausgeschlossen; die glänzende geistige Beweglichkeit des Horaz, sein keckes, muthwilliges Spiel mit allen Objekten und allen Interessen fehlt ihm ganz und gar. Und ebenso wenig darf man meinen, etwas gesagt zu haben, wenn man darauf hinweist, er sey zu früh gestorben, als daß er über den Standpunkt der Schule hätte hinauskommen können; er starb in einem Alter, wo er dem Höhepunkte seiner geistigen Entwicklung nahe war, und die Beurtheilung muß sich jedenfalls an das halten, was vorliegt, und kann unwirkliche Möglichkeiten nicht mit in Rechnung nehmen. In dem Grade nun, in welchem sich Persius der Stoa hingegeben hat, hat er sich des Anspruchs auf den Namen eines Dichters begeben; denn ein Dichter, der seinen Stoff nicht aus sich selbst nimmt, nicht selbst erzeugt, sondern äußerlich Ueberkommenes in Verse bringt, ist kein Dichter, sondern ein Versmacher. Persius steht so im Princip auf derselben Stufe mit denjenigen Männern des vorigen Jahrhunderts, welche „geistliche Gesänge über die christliche Glaubenslehre und Tugendpflichten" verfaßten, wenn er gleich durch die Art, wie er den gegebenen Stoff behandelt, sich weit über diese erhebt. Aber Persius ist kein reicher und kein gewandter Geist; seine dichterische Begabung ist klein, von schöpferischer Kraft ist wenig bei ihm zu spüren, und Leichtigkeit und Freiheit der Bewegung geht ihm

durchaus ab. Für seinen Ruhm ist er daher gewiß nicht zu frühe gestorben: schon in den wenigen Stücken, welche wir von ihm haben, zeigt sich ein gewisser Kreislauf in Gedanken, Wendungen, Ausdrücken und Bildern; *) er hätte sich bald erschöpft gehabt, hätte sich bald in eine Manier verrannt, von der nicht mehr loszukommen gewesen wäre, und fragen wir uns, wenn wir statt fünf solcher stoischer Betrachtungen zehn und zwanzig hätten, ob sich damit unsere Achtung vor dem Dichter verdoppeln und vervierfachen würde, so werden wir dieses wohl verneinen müssen. Es liegt in der Natur einer solchen Richtung, daß sie an Kurzathmigkeit leidet; die Lampe brennt fort bis das Oel verzehrt ist, der Dichter dieses Schlags ist zu Ende, wenn der Stoff, von dem er sich nährt, ausgeht, und dieses um so gewisser, wenn es eine einzige Richtung ist, die er verfolgt, ein einziger Gegenstand, den er ausspinnt, wie es eben bei Persius der Fall ist. Und wie sein Stoff ein begränzter war, so war er auch in formeller Hinsicht leicht zu erschöpfen. Denn schon jetzt, zu diesem Wenigen, wie viel hat Horaz beisteuern müssen! Zwar nur in Aeußerlichem, in einzelnen Ausdrücken und Wendungen, in allem dem, was sich ins Gedächtniß aufnehmen läßt, denn von dem horazischen Geiste hat unser Dichter fast keinen Anflug, so sehr er jenen kennt, versteht und zu würdigen weiß (vgl. I, 116). Aber gerade dieses Aeußerliche war am leichtesten zu erschöpfen, während der Geist eine unendliche Dehnbarkeit hat, und daß er jener Beziehung so gar Vieles aus Horaz herübergenommen hat, **) ist ein Beweis, wie schwach er

*) Z. B. das Bild von der Wage findet sich I, 7. 86. IV, 10 f. V, 100 f. 121. Vergleichung der psychischen Krankheit mit der physischen III, 87 ff. 107 ff., mit V, 189 ff. vgl. III, 77 u. dgl.

**) Casaubonus' Persiana Horatii imitatio in Dübner's Ausgabe S. 344—367, worin er freilich in vielem Einzelnen zu weit geht, wogegen sich auch Manches nachweisen ließe, das C. übersehen hat.

sich selbst fühlte, wie sehr er der Krücke bedurfte, wie sauer ihm das Dichten wurde, wie mühsam er mit der Form zu ringen hatte. Zugleich ist sein Verhältniß zu Horaz noch in anderer Beziehung für Persius charakteristisch (vgl. Jahn's Prolegg. S. LIX). Er läßt sich nämlich mit Horaz in einen Wettkampf ein, er will ihn besser, schöner, poetischer machen. Horaz hat mit feinem Takt, großer künstlerischer Sicherheit Licht und Schatten vertheilt, an keinem Punkte den Geist und den Inhalt gleichsam zu einem Klumpen gerinnen lassen, sondern er durchströmt bei ihm das Ganze, daher der Leser von Anfang bis zu Ende gefesselt ist, ohne je überspannt und ermüdet zu werden. Aber Persius hält dieses weise Maßhalten für Schwäche, für Farblosigkeit, für Mangel an Kraft und Poesie, und sucht daher nachzubessern, indem er das, was Horaz auf natürliche Weise ausgedrückt hat, auf Stelzen stellt, was bei jenem fein ist, noch mehr spitzt, bis es ganz abbricht, und wo jener kräftig auftritt, da ihm noch einen Sack auf den Rücken bindet, damit er noch kräftiger einherschreite. Z. B. sagt Horaz von unächtem Chierwein ganz treffend Chium maris expers; Persius aber meint es viel feiner, gewählter, poetischer zu machen, wenn er es auf die griechische Weisheit anwendet: sapere hoc maris expers, wo es aber ganz unpassend ist, vgl. zu VI, 39; statt des einfachen mordere, dentem illidere bei Horaz glaubt Persius gleich den Backzahn setzen zu müssen (I, 115), und zu derselben Sorte gehört Sat. V, 4, vgl. m. Anmerkung dazu. Wir sehen also: um ein Dichter, ein eigentlicher Künstler zu seyn, dazu fehlt es Persius zu sehr an Freiheit des Geistes, an Selbstständigkeit, Unbefangenheit, Geschmack, Takt und Reichthum, Vorzüge, welche freilich in seiner Zeit selten waren. Aber das kann uns nicht hindern, zu sagen: Persius hat sie nicht.

§. 7.

Die Objekte der Satiren des Persius.

Es liegt in dem Begriffe der Satire, daß sie ein Spiegel der jedesmaligen Zeit ist; das Leben der Gegenwart, wie es einem denkenden Kopfe, sittlichen Gemüthe und künstlerischen Talente in ihr sich darstellt, ist natürlicherweise der Inhalt der Satire, und in je höherem Grade oder je nach der Mischung, in welcher der Satiriker jene Eigenschaften besitzt, wird auch seine Satire ein treueres und vollständigeres Bild seiner Zeit liefern. Legen wir diesen Maßstab an die Satiren des Persius an, so finden wir, daß sich dießfalls der Werth derselben fast auf Null reducirt. Nur für die Kenntniß des Geschmacks in seiner Zeit liefert Persius in seiner ersten Satire einige Beiträge; aber dasselbe thut er auch unbewußt durch seine eigenen poetischen Produktionen, in welchen er selbst, mehr als er weiß und Wort haben will, dem Ungeschmack seiner Zeit huldigt. Bei ihm fehlt das Band zwischen Subjekt und Objekt, die Richtung von jenem auf dieses, die Beobachtung, das Leben. Er kennt nicht die wirkliche Welt, sondern die Bücher; die Theorie, die Philosophie ist seine Welt. Er deckt keine Geheimnisse seiner Zeit auf, die Grundgebrechen derselben berührt er nicht, und was er berührt, ist kein wesentliches Gebrechen oder nicht aus seiner Zeit. Die ungeheure Entsittlichung der damaligen Welt, die freche Heuchelei aller Verhältnisse, die Schändlichkeiten und Lächerlichkeiten eines Nero, den niederträchtigen Knechtssinn des Volkes und Senates, das verruchte Treiben der Denuncianten, Alles das, was uns Juvenalis, was uns Tacitus in so brennenden Farben schildert, wo finden wir ein Wort davon bei Persius? Vergesset, was die Biographie uns meldet, streichet die Namen des Cornutus und Bassus, ignorirt ein Paar kleine Notizen

und Ihr seht diesen Satiren nicht mehr an, aus welcher Zeit sie sind, Ihr seid verlegen, ob Ihr sie in die Zeit des Lucilius oder des Trajanus, des Augustus oder des Justinianus zu setzen habet. In schwindelnder Höhe hat sich Persius seine Kanzel errichtet, so hoch, daß ihm die Menschen unter ihm als ein großer dunkler Fleck erscheinen, an dem er keine einzelnen Personen zu unterscheiden vermag, und daß seine Deklamationen alle unvernommen über die Häupter der Menschen hingrollen. Das nennen seine gutmüthigen Verehrer sittliche Höhe, die Verständigen aber nennen es unbeholfen, unpraktisch und unkünstlerisch. Das Gebiet des Individuellen, die manchfachen Verwicklungen und Verstrickungen des Lebens, das ist das Feld für den sittlichen oder ästhetischen Künstler, hier gibt es etwas zu ordnen, etwas zu gestalten, hier ist Widerstand, Kampf, Arbeit, aber auch Lohn und Genuß. Aber eben hievon hält sich Persius ferne, er sagt uns, was wir schon längst wissen, daß man gut handeln solle, aber daß es eine Unzahl von Fällen gebe, wo die sittliche Entscheidung nicht so auf der Hand liege, davon hat er keine Ahnung, *) er thut nur einzelne Griffe in das individuelle Leben hinein, aber man weiß nicht, ob er es wirklich aus erster Hand hat, und er verwendet es nur als Mittel der Darstellung, um einen abstrakten Gedanken mit Fleisch und Blut zu umkleiden, einen allgemeinen Satz anschaulich zu machen. Um was es ihm eigentlich zu thun ist, das ist die Doctrin, das Philosophem; das Leben hat für ihn untergeordnete Bedeutung, ist nur Mittel zum Zwecke. Man überblicke die Reihe der Themata, welche er in seinen Satiren behandelt: es sind lauter abstrakte, theoretische, es sind stoische Sätze, bei deren Durchführung er

*) Aehnliche Naivitäten in Bezug auf die concreten Verhältnisse des Lebens s. VI, 25 ff. 52 ff., vgl. meine Bemerkungen dazu.

— aber wieder nach dem Muster anderer Stoiker — das individuelle Leben zu Hülfe nimmt, und bei welcher er gelegentlich polemische Blicke auf allgemein menschliche oder allgemein (und zu allen Zeiten) römische Zustände wirft; Satiren im strengen Sinne sind somit seine Dichtungen nicht. Dieß gilt seinen fünf letzten Stücken vorzugsweise; in der ersten berührt er zwar Gebrechen seiner Zeit, aber es sind keine wesentlichen, nicht die ursprünglichen, aus welchen die andern erst hervorgehen, nicht die eigentlich wunden Stellen des römischen Staatslebens, sondern solche, die am ehesten noch zu ertragen gewesen wären, die für sich ohne Zusammenhang mit dem sittlichen Zustande der Zeit wenig zu bedeuten hätten, nur literarische, ästhetische Gesunkenheiten. Endlich sind die Gebrechen, die er etwa berührt, die Personen, welche seine Rüge betrifft, nicht aus seiner Zeit genommen. Wenn er z. B. (V, 177 ff.) die Sucht, bei dem Volke beliebt zu werden, als eine der Arten der innern Unfreiheit aufführt, so wäre dieses Beispiel zur Zeit der Republik allerdings passend gewesen, aber unter einem Nero ist es ganz unstatthaft; oder wenn er in demselben Zusammenhang (V, 132 ff.) den erwerbslustigen Spekulanten und Großhändler erwähnt, so ist das nicht nur ein Beispiel, das jeder Zeit gleich sehr angehört, sondern auch eine Thätigkeit, an welcher das Achtungswürdige, Anerkennenswerthe überwiegt, und welche dem weichlichen Genießen weit vorzuziehen ist. Was dann die Nennung von Personen betrifft (vgl. O. Jahn's Prolegg. S. LXVI bis LXVIII), so unterläßt er sie entweder ganz und ergeht sich in allgemeinen Schilderungen und Aussagen, theils communicativ redend (vgl. z. B. I, 9. 14 ff.), theils das unbestimmte Du anwendend, das Niemand trifft und Niemand wehe thut (z. B. I, 26), theils überhaupt einen Namen weglassend, (wie I, 93 ff.), macht auch wohl durch allgemeine Wendungen (wie qvisqvis es I, 44. VI, 42) ausdrücklich

darauf aufmerksam, daß er keine bestimmte Person im Sinne habe; oder er nennt nur ganze Stände (I, 61. III, 77 ff. V, 189 ff.), oder endlich gibt er zwar Namen an, aber ganz allgemeine, typische, thetische, oder persönliche, aber nicht aus seiner Zeit, oder Personen aus seiner Zeit, aber ganz selten und nur ganz niedrig stehende. Zu der ersten Art von Namen gehören z. B. Baucis (IV, 21), Vettidius (IV, 25), Fulfennius (V, 190), Personen, bei welchen allen man ganz vergeblich nach irgend welchen weiteren Notizen fragen würde, Vettidius z. B. ist überhaupt eben ein Geizhals, und so die andern ähnlich. Wo er Personen aus früherer Zeit nennt, da greift er bald in ganz Abgelegenes zurück, wie IV, 1—22, wo er die Form eines Dialogs zwischen Sokrates und Alkibiades zur Einkleidung wählt, bald — und dieß ist der häufigste Fall — wendet er horazische Figuren an, also wiederum aus Büchern und nicht aus dem unmittelbaren Leben gegriffene. Dabei verwischt er aber wiederum die individuelle Lebendigkeit, welche die Personen bei Horaz haben, und mischt Züge ein, welche die Umrisse der Gestalten undeutlich, verschwimmend machen; so bei Bestius (VI, 37) den Griechenhaß, bei Natta (III, 31 ff.) die sittliche Indolenz, zum Beweise, daß es nicht wohlgethan ist, wenn man den Fisch seinem heimischen Element entnimmt und ans trockene Land wirft, wenn man den Vogel aus der frischen, freien Luft wegführt und ihm die gedrückte Stubenluft einzuathmen gibt. Original ist dagegen Persius in der Erwähnung des merkwürdigen Triumphes von Caligula (VI, 43 ff.) und hiebei streift er nahe an seine eigene Zeit hin, die er wahrscheinlich mit Labeo (I, 4. 50) und Messala (II, 72) schon erreicht hat. Aber diese Personen und Kalliroe (I, 134), Pedius (I, 85), Glyko (V, 9), sind lauter solche, welche, wenn sie wirklich in die Zeit des Persius gehören, diese vorzugsweise Nennung keineswegs verdienten; da gab es ganz andere

Schurken zu brandmarken, ganz andere Schändlichkeiten an den Pranger zu stellen. Aber Persius hat sich doch nicht gescheut, den Nero selbst zum Gegenstande seiner Satire zu machen? So entschieden ist die Sache nicht und wird es wohl auch nicht eher werden, bis irgend Jemand bei Persius selbst authentische Nachrichten einzieht; wenn man die Auslegungsweise betrachtet, auf welcher gewöhnlich diese Annahme beruht, und die bei Sat. IV besonders deutlich als ganz absurd sich darstellt, so möchte man auch in Bezug auf die einzige Stelle, wo heutzutage ein Verständiger allenfalls noch die Beziehung auf Nero annehmen könnte, nämlich I, 99 ff., sehr zweifelhaft werden. Aber wer in einer Zeit der gräulichsten Entmenschlichung so kindisch naiv, so kurzsichtig seyn kann, daß er meint, es gelte nur eine Anzahl Fehler abzustreifen, um auf den Höhen der Menschheit zu wandeln, wer als Aufgabe dieser Zeit aufstellen kann — nicht etwa, aus dem Zustande viehischer Stumpfheit und ekelhafter Unsittlichkeit sich zu einem nur nicht so ganz schlechten aufzuraffen, sondern —: an die Sätze der Stoa zu glauben, dem Ideale eines stoischen Weisen nachzustreben, dem ist auch die Beschränktheit zuzutrauen, daß er an Nero — seine Verse! tadelte. Wer aber hierin einen Beweis von der Freimüthigkeit und Unerschrockenheit des Persius, von seiner tief ins Leben seiner Zeit eingreifenden Bedeutung sehen könnte, der müßte in der That beneidenswerthe Begriffe haben.

§. 8.

Eigenthümlichkeiten der Kunst des Persius.

Persius ist wegen seiner Dunkelheit zu fast sprichwörtlicher Berühmtheit gelangt, und gilt wirklich mit Recht für den schwierigsten römischen Dichter. Woher rührt diese Dunkelheit und worin besteht sie?

Untersucht man in dieser Beziehung die Satiren desselben, so muß man sich sagen, daß es keine Kunst ist, dunkel und schwierig zu werden, wenn man über alle sprachlichen, logischen und ästhetischen Unmöglichkeiten sich kühnen Fußes hinwegsetzt und um jeden Preis originell, außerordentlich, tief, inhaltsschwer seyn will. Der erste Grund seiner Dunkelheit ist seine Kürze, daß er den Gedanken abbricht, ehe er zu Ende geführt ist, oder seine logischen Bezüge nicht ausprägt (vgl. V, 59). Jedoch ist er nicht so unbedingt kurz, daß er nicht auch manchmal der rhetorischen Natur des Römers seinen Tribut darbrächte, indem er sich um einen Gedanken herum im Kreise dreht, anstatt von der Stelle zu kommen, vgl. I, 36 ff. V, 30 ff. 96 ff. und im Kleineren IV, 10. Weitere Quellen seiner Dunkelheit sind das häufige unzeitige und geschmacklose Einmischen gelehrter Reminiscenzen (wie I, 109. III, 56 f. IV, 13), die affektirte Kühnheit und Seltsamkeit seiner Metaphern, Tropen und Epitheta, die Wunderlichkeit seiner Zusammenstellungen, z. B. Palilia faeno fumosa (I, 72), murmura rodere (III, 81), vota surda (VI, 28), recutita sabbata (V, 184), cretata ambitio (V, 176), Puteal multa vibice flagellare (IV, 49), wovon König verzweifslungsvoll sagt: locus, cuius sententiam et vim fortasse nemo extricabit. Manchmal hat es den Anschein, als hätte sich der Dichter im Ausdrucke vergriffen, als hätte sich der eigentlich treffende nicht eingestellt, und er aus Noth einen undeutlichen gewählt (vgl. IV, 48. V, 60), häufiger ist aber der Fall, daß Persius absichtlich den gewöhnlichen Ausdruck vermeidet oder einen gewöhnlichen in ungewöhnlichem Sinne braucht, wie z. B. V, 37 fallere sollers, geschickt in Bezug auf das Irren oder Täuschen, was sonst immer heißt: schlau betrügend, hier aber: geschickt, das Irren zu verhüten, also in Bezug auf das Nichtirren. Andere Schwierigkeiten entstehen durch das absichtliche Ver-

decken des Gedankengangs, und dadurch, daß man da, wo die Rede eine dramatische Wendung nimmt, häufig nicht weiß, wo der Dialog anfängt oder wo er aufhört, ob der Dichter in eigener Person spricht, oder ein Interlokutor (vgl. z. B. III, 3 mit 58. 8. 19 ff. I, 56). Alle diese Dinge aber sind keine Vorzüge, und das Resultat derselben, die Dunkelheit, ist auch kein Vorzug. Vielmehr ist Heinsius Recht zu geben, wenn er sagt: obscuritas plerumqve ab imbecillitate aetatis aut ingenii, aut defectu sermonis proficisci solet, und auch derjenige hat wenigstens im Princip Recht, welcher unsern Persius bei Seite warf mit den Worten: si non vis intelligi, non debes legi. Denn Dunkelheit ist immer ein Beweis von eigener Unklarheit oder von Ueberspanntheit, und da man nicht dazu da ist, um die Nüsse zu knacken, welche einem konfusen oder eingebildeten Kopfe in die Welt zu werfen beliebt, so thut man am besten, sie liegen zu lassen, wo er sie hingeworfen hat. Aber im einzelnen Falle fragt es sich, ob von jenem allgemeinen Grundsatze nicht eine Ausnahme zu machen sey, und wenn sich nach der Persönlichkeit des Räthselaufgebers ein tüchtiger Kern erwarten läßt, oder wenn das Lösen desselben in vielfacher Beziehung sehr bildend und belehrend ist, so ist die Ausnahme unbedenklich zugegeben. Und so ist es bei Persius. Bei diesem kommt noch hinzu, daß seine Schreibart dadurch ein allgemeineres Interesse in Anspruch nimmt, daß sie eine der verbreitetsten Geschmacksrichtungen der damaligen Zeit uns veranschaulicht. Nach dem merkwürdigen 114ten Briefe Seneka's bewegte man sich nämlich damals in Bezug auf die Darstellungsweise in lauter Extremen: die Einen charakterisirte Ueberladenheit, die Andern Kahlheit und Trivialität, die Einen schrieben ganz alterthümlich, die Andern bildeten nach Belieben neue Wörter u. s. w. Von dieser Schilderung ist Einiges wie ausdrücklich auf Persius gemünzt, namentlich das trans-

lationis iure uti inverecunde, von welchem Seneka sagt: nuper increbuit, und: pro cultu habetur. Hieraus sehen wir zugleich, wie wenig Persius Grund hatte, Sat. I. sich als strenger Geschmacksrichter zu gebärden; wenn er sich auch der breiartigen Verschwommenheit und koketten Geschlecktheit nicht schuldig machte, welche der Schreibart eines Theiles seiner Zeitgenossen eigen war, so ist doch seine Sucht, immer nur Trümpfe auszugeben, in ästhetischer Hinsicht nicht weniger tadelnswerth. Wenn ein Römer dem andern Maßlosigkeit vorwirft, so erinnert das unmittelbar an das Thier, das seinen Bruder Langohr schimpft; wenn Persius' Widerparte ihren Brei übermäßig süß machten, so hat er seine Suppe maßlos geschmelzt und gesalzen; wir erinnern uns ja seines Verhaltens zu seinen horazischen Vorbildern, wir wissen, wie ihm (IV, 24) die einfache, treffende Vorstellung des Aisopos von einem Menschen mit zwei Säcken voll Fehlern nicht genügt, sondern er gleich einen ganzen Rudel, eine lange Reihe solcher Menschen setzen zu müssen glaubt, wie er statt des gewöhnlichen: sich aufblasen, vielmehr setzt pulmonem rumpere ventis (III, 27), wie er überhaupt nie sich genug thun kann, sondern Alles auf den Kopf stellt, Alles auf die Spitze getrieben haben muß.

Eine weitere Eigenthümlichkeit des Persius ist seine dramatische Haltung. Aber das ist eine ganz andere Art von Dramatik, als wir in den Satiren des Horaz bewundern. Dieser hat künstlerische Kraft und Fülle genug, um eine gewählte Einkleidung durch das ganze Gedicht mit immer neuem Witze durchzuführen (vgl. bes. die unübertreffliche Sat. II, 5); Persius aber ermüdet bald, er hat keine Ausdauer, seine dramatischen Scenen haben keine Lebensfähigkeit, ihr Lebensfaden ist ihnen zu kurz zugesponnen; es reicht immer nur zu einzelnen Auftritten, nie zu einem ganzen Drama. Auch wo der Stoff nicht unglücklich

gewählt wäre, wie IV, 1—22, weiß er ihn nicht durchzuführen, er läßt ihn alsbald wieder fallen und geht zu andern Formen über, keine hat für ihn Werth, mit keiner macht er Ernst, weil sie ihm immer nur Mittel sind, um seinen abstrakten Gedanken aufzuputzen. Das Einzelne hat bei ihm immer ein Streben, sich in sich selbst abzuschließen und abzurunden, jedes Stück will gleichsam das andere verdunkeln und das Ganze würde daher auseinanderfallen, wenn es nicht am Faden eines allgemeinen Themas nothdürftig aufgezogen wäre, wenn nicht alles zusammen in der Brühe abstrakter Tendenzen und Reflexionen schwimmen würde, welche Alles durchdringt, was Porosität besitzt. Man kann daher kein einziges Stück des Persius als Ganzes mit Recht loben; was gut daran ist, sind immer nur einzelne Theile, welche mit besonderer Sorgfalt ausgeführt sind. Und hierin hat Persius ein eigenthümliches Geschick; er weiß uns Scenen und Figuren mit solcher Lebendigkeit zu schildern, mit so individuellen Zügen auszustatten, daß es uns ist, als ob wir sie vor Augen sähen (vgl. Jahns Prolegg. S. LXXXIII). Persius entwickelt hiebei eine merkwürdige Gabe, psychische und physische Zustände in ihrer äußern Erscheinungsweise aufzufassen und darzustellen, eine Art semiotischen Instinktes (vgl. Jahns Prolegg. S. CV f.), und einen mit seiner sonstigen unpraktischen Weise scheinbar nicht zusammenstimmenden Sinn für Volksleben. Wenn man nach den Vergleichungen und Bildern, welche ein Dichter wählt, den Kreis seiner Anschauungen, die Sphäre des Lebens, in welcher er sich bewegt hat, ausmessen kann, so sollte man Persius für einen mitten im Volke lebenden Mann halten. Die meisten seiner Vergleichungen und Ausdrücke tragen den volksthümlichen Charakter an sich, wo ein an sich kleines und niedriges Verhältniß zu Veranschaulichung und Belebung eines abstrakteren Ausdruckes auf eine schlagende Weise verwendet wird, vgl. z. B. verba eliqvare

(I, 35), die Worte so aussprechen, daß man die Lippen zu einem Siebe macht, durch das nur eines nach dem andern hindurchkommt, und so viele andere Beispiele, wie I, 66. III, 61. V, 70—72. 138. 159 f., VI, 20. Und so sind auch die Figuren, welche er auftreten läßt, die Scenen, welche er schildert, großentheils dem gemeinen Leben entnommen, und diesem Gebiete entspricht auch die Ausdrucksweise, der Gebrauch von Sprichwörtern, derben Obscönitäten, vielleicht auch — denn wir können es jetzt nicht mehr beurtheilen, — die Wahl mancher einzelnen Wendung, deren Ursprung wir nicht zu verfolgen vermögen, (vgl. Jahns Prolegg. S. CVI f.) Aber dieses Alles beweist Nichts gegen unsere Auffassung des Persius. Denn erstens sind jene Züge alle dem Stillleben entnommen, das ihm am ehesten nahe treten mußte, auch wenn er sonst noch so zurückgezogen lebte, und an dem er um so mehr Merkwürdiges und Auffallendes gewahrte, je weniger er ins Leben hinauskam, das daher für ihn immer den Reiz des Neuen und Ungewohnten hatte. Sodann ist es nicht einmal nothwendig, daß Persius diese Züge durch eigene Beobachtung sich sammelte: nach einer Notiz des Johannes Lydus (de magistr. I, 41) ahmte er den griechischen Mimendichter Sophron nach (vgl. Jahns Prolegg. S. XCIII ff.) und dieser mußte unendlich reich an solchen Zügen seyn, da die Darstellungen aus dem Leben gerade den Inhalt der Mimen bildeten. Ueberdieß war es eine Eigenthümlichkeit der stoischen Methode, ihre Argumentationen durch Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben und aus der Geschichte zu würzen, und die von Persius angewendeten können daher zum guten Theile schon von seinen Vorgängern und Lehrern benützt worden seyn. Die Natur jener Beispiele selbst wenigstens verbietet eine solche Annahme nicht, da sie keiner Zeit speciell angehören, sondern auf alle Verhältnisse gleich gut passen, daher auch längst schon vorgebracht seyn

konnten. Es mag nun aber diese Genremalerei, welche den Hauptvorzug der Satiren des Persius bildet, auf originalem Talente oder auf Nachahmung beruhen, jedenfalls steht sie hinter dem, was sich in der altattischen Komödie findet, weit zurück. Nicht zwar, daß nicht auch diese vielfach oder vielmehr regelmäßig in das Gebiet der Karikatur überginge, was aber bei ihr Absicht ist, bei Persius Folge seines Mangels an Maßhalten: aber bei Aristophanes wie bei Horaz ist in dieser Weise das ganze Leben dargestellt und durchdrungen, bei ihnen ist die Bühne und das Gedicht der Schauplatz eines eigenen reichen Lebens, das zwar einerseits das Abbild der Wirklichkeit ist, aber zugleich auch auf diese ein Licht wirft, welches die Unebenheiten und Verkehrtheiten, welche sich im Großen wie im Kleinen in ihr finden, klar und lehrreich hervortreten läßt. Dagegen sind es bei Persius immer nur einzelne kleine Ausschnitte aus dem Leben, diese sind schulmäßig und mit einer über das Individuelle wegfahrenden abstrakten Menschenkenntniß ausgeführt und müssen nur dazu dienen, der Unbestimmtheit, Dürre und Unbrauchbarkeit der allgemeinen Reflexionen nachzuhelfen, das Anwidernde und Langweilige des Kathedertons genießbar und pikant zu machen, den Ernst der didaktischen Tendenz zu mildern, den Zweck des Proselytenmachens zu unterstützen. Denn dieß ist es ja, was die Satiren des Persius bezwecken, wodurch sie aber wiederum die Sphäre des eigentlichen Kunstwerkes verlassen, daß sie einen einzelnen, wenn auch wohlgemeinten, so doch ganz unpoetischen Zweck haben, den nämlich, zur stoischen Philosophie zu bekehren, die Nothwendigkeit des Anschliessens an sie zu beweisen (vgl. III) und die Sätze derselben als durchaus wahr aufzuzeigen (vgl. bes. V). Auch hierin bewährt sich Horaz ihm gegenüber als der wahrhaft künstlerisch Verfahrende, da er seine philosophischen Satiren an allen Enden mit Humor durchwirkt, die stoischen

Deklamatoren eben so sehr selbst wieder zum Genusse gibt, als er durch diese das Leben und sogar seine eigene Person zur persiflirenden Darstellung bringen läßt, wodurch das geistreiche interessante Spiel einer Bühne auf der Bühne selbst entsteht, wo die Schauspieler zugleich Zuschauer sind und die Zuschauer zugleich die Dargestellten. (Vgl. auch die Einleitung zu Sat. V.)

Betrachten wir die Anlage der Satiren des Persius näher, so müssen wir zuerst wieder an das dramatische Element erinnern. Persius liebt es, mit einer frappanten dramatischen Scene zu beginnen, deren Bedeutung und Zusammenhang erst im Verlaufe klar wird (III. IV), welche aber nur einen einzelnen Gedanken oder eine einzelne Seite desselben verkörpert, und sobald dieser Zweck erreicht ist, wieder aufgegeben wird. Ebenso macht er es mit den persönlichen Anknüpfungen (II. V. VI), welche nur dazu verwendet werden, einen Anfang zu bilden, das Thema einzuleiten; ist dieses geschehen, so läßt er sie fallen. Im weiteren Fortschritte bedient er sich des Dialogs auf eine nicht nachahmungswürdige Weise. Rasch läßt er ihn eintreten, aber die redenden Personen gewinnen keine Consistenz, bekommen keine festen Umrisse, keine Persönlichkeit; mit einem Male schießt ein Gegner mit einer Einwendung hervor, aber es ist dabei nur um die Einwendung zu thun, der Gegner hat nur als Träger derselben eine momentane Bedeutung, hat er seine Mission vollendet, seine Einwendung vorgebracht, so zerrinnt er wieder in die Lüfte, ehe wir ihn recht zu Gesichte bekommen haben.*) Noch augenscheinlicher

*) O. Jahn macht (Prolegg. S. CVII) die passende Bemerkung, daß die römischen Dichter ihre Arbeiten ursprünglich für das Vorlesen bestimmt haben, und denke man sich so die Satiren mit abwechslungsreicher Modulation vorgetragen, so gewinnen dieselben offenbar und die Dunkelheit mindert sich. Letzteres aber freilich nur wenn der Vorleser Persius selbst ist, jeder Andere hat Mühe, sich zurecht zu finden, um den Vortrag angemessen einzurichten.

stellt sich als blose stilistische Wendung das immerwährende Du in den Satiren des Persius dar. Es soll dadurch der Anschein gewonnen werden, als habe man es immer mit einem einzelnen Gegner zu thun, als habe Alles seine besondere Beziehung, als sey es ein wirklicher Dialog; aber dieser Du, der immer und ewig haranguirt wird, heißt Herr Jedermann, oder, was dasselbe ist, Herr Niemand. Unser Prediger ruft nur im Allgemeinen ins Publikum sein Du hinein, wer es dann auf sich beziehen will, der kann Notiz davon nehmen. (Vgl. die Einl. zu Sat. III.) Selbst wo der Angeredete einen Gegensatz zu Andern bildet (wie I, 5 ff.), kann man sich von der näheren Gestalt desselben kein bestimmtes Bild machen. Manchmal tritt die Unpersönlichkeit dieser Personen sehr naiv hervor, z. B. I, 44 qvisqvis es, o modo qvem ex adverso dicere feci, und wenn IV, 1 gesagt wird barbatum haec c r e d e magistrum dicere, so ist hier das Bewußtseyn, daß dieses eben nur Einkleidung sey ohne reale Bedeutung, blose Fiktion des Künstlers, in einer alle Illusion zerstörenden, ganz unkünstlerischen Weise ausgesprochen. Sonst ist Persius im Gegentheile sorgfältig bemüht, zu verhüten, daß man ihm in die Werkstätte schaue; er verdeckt mit Kunst den wirklichen Gedankengang, fängt immer wieder wie von Neuem an (vgl. z. B. I, 58. III, 35. 63. 88.), läßt Mittelgedanken aus, verbirgt Bindeglieder, wirft die Partikeln weg, welche das logische Verhältniß bezeichnen, und erschwert überhaupt auf alle Weise die Einsicht in seinen Plan. Es gehört schon ein scharfer Blick und Vertrautheit mit seinen Praktiken dazu, um ihn nie aus dem Auge zu verlieren, um nicht überrascht zu werden, wenn er, nachdem er eine Zeitlang unter dem Wasser fortgeschwommen, mit einem Male an einer Stelle auftaucht, wo man ihn nicht erwarten sollte, um aus allen Verkleidungen und Umwicklungen heraus den magern nackten Gedanken zu erkennen, um welchen es eigentlich zu thun

ist, und welcher vor jenen Umhüllungen vorhanden war. Indem aber so das ursprünglich abstract Gedachte nur in die dichterische Darstellungsweise übersetzt wird und dabei jedes einzelne Glied der Argumentation für sich herausgehoben und mit den poetischen Fetzen umhängt, so ist die natürliche Folge, daß dadurch die Einheit des Ganzen gestört wird, daß die Entwicklung wie auf lauter Hügeln fortschreitet und das dazwischen Liegende übersprungen werden muß; die einzelnen Partien sind viel zu selbstständig, viel zu sehr ins Detail hinein ausgeführt, als daß sie sich recht in einander fügten; der Dichter hat sie nicht gehörig behauen, bei dem Einzelnen nicht immer das Ganze im Auge behalten, sondern jenes, als wäre es selbst ein Ganzes, mit Liebe und Fleiß nach allen Seiten hin ausgeführt (vgl. z. B. III, 35 ff. 88 ff.), wovon die Folge ist, daß es öfters an der künstlerischen Verknüpfung der Theile fehlt, daß diese aus einander fallen.

Was endlich den Versbau des Persius betrifft, so hat Hauthal (I, 371) sich die Mühe genommen, die weiblichen Cäsuren desselben zu zählen und das Resultat gefunden, daß er in seinen 650 Hexametern nur gegen 25 weibliche Cäsuren im dritten Fuße angebracht hat, womit Hauthal eine besondere Eigenthümlichkeit des persianischen Hexameters entdeckt zu haben meint. In Wahrheit aber wird man fast das gleiche Verhältniß in der ganzen römischen Hexameter-Literatur wiederkehrend finden, da diese Art der Versbildung den römischen Tonverhältnissen ebenso natürlich ist, wie unserer Sprache die weibliche Cäsur. Es mag aber seyn, daß Persius dieses Verhältniß noch mit Absicht gesteigert hat, nur wird man sich beim Durchskandiren einer Anzahl seiner Verse überzeugen, daß durch diese einförmige Bauart der Wohlklang des Ganzen nicht gefördert worden ist.

IV. Schicksale der Satiren des Persius.

§. 9.

Geschichte dieser Satiren bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst. Scholien. Handschriften.

Editum librum continuo mirari homines et diripere coeperunt, berichtet der Biograph. Dieser Beifall der Zeitgenossen konnte darin seinen Grund nicht haben, weil darin etwa besondere Interessen der Zeit besprochen gewesen wären; denn solche gab es in dieser Periode der Indolenz gar nicht, und gab es welche, so kamen ihnen jedenfalls die Satiren des Persius nicht entgegen. Vielmehr müssen wir den Grund jenes Beifalles in anderen Umständen suchen. Einmal hatte sich damals alles Interesse in der Literatur concentrirt, und indem nun Persius die eine Richtung der Gegenwart mit einer gewissen Virtuosität vertrat, so konnte es an vielfacher Beistimmung nicht fehlen. Diese galt also vorzugsweise dem Formellen daran, da das Materielle weder neu war, noch auch wohl für die Zeitgenossen besonders ansprechend; auf die Form dagegen war bei den Gedichten, wie Persius' erste Satire beweist, damals das Hauptaugenmerk gerichtet. Außer dieser Uebereinstimmung mit dem Geschmacke der Zeit und der S. 41 f. hervorgehobenen Berührungspunkte mit dem Leben und Reden des Volkes, mochte zu dem Anklang, welchen diese Satiren fanden, besonders auch das frühe Ende ihres Verfassers das Seinige beitragen; er war nun über den Neid und das Coteriewesen erhaben und ihn zu loben unverfänglich. Diese Anerkennung bezeugt auch Quintilian und erklärt sie für verdient (X, 1, 94.), ebenso sagt Martialis (IV, 29, 7.):

Oefter geschieht von des Persius einzigem Buche Erwähnung,
Als man an Marsus, des Wichts, ganze Amazonis denkt.

Vielfache Anführungen und Anspielungen (s. Jahns Prolegg. S. L) beweisen, daß sich diese Vorliebe fortwährend erhielt. Und je mehr der Sinn für eigentliche Kunst verloren ging, je stoffartiger das Interesse, je ernster, pedantischer, prosaischer der Geschmack wurde, je mehr man auf Sentenzen, weise Sprüche ausging, desto mehr mußte Persius' Ansehen steigen, namentlich in Vergleich mit den horazischen Satiren, deren Verständniß einen heiterern, freieren Geist verlangt. Besonders waren es die christlichen Schriftsteller, welche, angezogen durch die Strenge der Lebensansicht des Persius, durch den klösterlichen Anstrich derselben, und durch die fortgeschrittenen religiösen Ansichten, welche er besonders Sat. II. bewährt, ihm viele Aufmerksamkeit schenkten; das Katechismusartige, Predigerhafte an Persius wehte sie so heimisch an und wir finden daher bei Lactantius, Augustinus und besonders bei Hieronymus (vgl. O. Jahn a. a. O. S. L f.) häufig Verse aus Persius angeführt und eine Menge von Wendungen und Ausdrücken, welche beweisen, wie tief derselbe ihrem Gedächtniß eingeprägt war. Daneben machte sich aber das Gefühl der formellen Schwierigkeiten dieses Dichters frühe geltend; der schlagendste Beweis davon wäre, wenn das Factum ganz feststände, der Commentar des Valerius Probus (S. 13 f.); jedenfalls aber spricht schon Hieronymus von dem Vorhandenseyn solcher Commentare. Ein ebenso deutlicher Beweis ist die alte und als treffend häufig erzählte Anekdote, wonach Jemand diese Satiren, ärgerlich über ihre Dunkelheit, weggeworfen habe mit den Worten: wenn Du nicht verstanden seyn willst, so brauchst du auch nicht gelesen zu werden, oder, nach einer andern Version, es habe sie Jemand in das Feuer geworfen, ut flamma tandem illustrarentur. Wenn es auch sehr wenig wahrscheinlich ist, daß dieser Jemand wirklich Hieronymus gewesen, wie man gewöhnlich angibt, so geht doch auch hieraus hervor,

wie frühe man jenes Gefühl hatte, und daß also doch nicht Alles den Dichter bewunderte, oder nicht Alles, was ihn bewunderte, ihn auch verstand. Indessen erlosch die Bekanntschaft mit ihm das ganze Mittelalter hindurch niemals (vgl. Jahn S. LII f.), und zwar tritt jetzt der Grund der Liebe zu ihm in dem Beiwort ethicus und severus, das man ihm und Juvenalis nach damaliger Sitte ertheilte, klar hervor. Aber ohne Commentar verstand man ihn nicht, und was in dieser Beziehung geleistet wurde, können wir noch jetzt aus den Scholien des Cornutus abnehmen. Lange Zeit hat man im Ernste geglaubt, daß dieser Cornutus der stoische Philosoph und Freund des Persius sey; nunmehr aber ist diese Annahme durch die gründlichen Untersuchungen von K. Fr. Hermann (in seinen Lectiones Persianae, I.), besonders aber von O. Jahn (Prolegg. S. CXIII ff.), an welche wir uns hier im Wesentlichen anschließen, wohl für immer beseitigt. Schon an sich ist es wenig wahrscheinlich, daß der Persius so nahe stehende Cornutus in Rom, wo ein derartiger Stil damals so häufig war, einen Commentar für nöthig gefunden hätte, womit er seinem verstorbenen Freunde ein schlechtes Zeugniß ertheilt haben würde; sodann aber macht eine genauere Betrachtung der Scholien selbst eine solche Annahme geradezu unmöglich. Wenn der Erklärer öfters von veteres und antiqviores spricht, wenn er von seiner Zeit auf eine Weise redet, welche nur auf das Mittelalter paßt, so kann doch L. Annäus Cornutus nicht der Verfasser seyn. Ebenso weist das in dem Commentare hervortretende Maß von Gelehrsamkeit entschieden auf das Mittelalter hin; die Kenntniß des Griechischen ist sehr schwach, die Lieblingsschriftsteller jener Zeit werden fast ausschließlich citirt, die damals gewöhnlichen Irrthümer unbefangen behauptet. Auch der Gehalt und die Form und Fassung der Erklärungen führt auf diese Zeit hin. Und wirklich finden wir in dieser einen Gram-

matiker Namens Cornutus, der sich diesen Namen vielleicht absichtlich beigelegt hat aus Verehrung für den Freund des Persius, welcher ein berühmter Grammatiker war. Der mittelalterliche Cornutus nun lebte wahrscheinlich nach der Zeit Karl's des Kahlen, also etwa im zehnten Jahrhundert, und schrieb einen Commentar zu Juvenalis, welcher ganz in der Weise der Scholien zu Persius gehalten ist, daher die Vermuthung begründet scheint, daß er der Urheber dieser Scholien ist. Indessen kann er unmöglich Alles selbst, ohne Hilfe einer älteren Quelle, verfertigt haben, es finden sich in seinen Scholien unter vielem mittelalterlichen Wuste nicht ganz wenige Körnchen Gold; woher hat er diese? Die Nennung des Commentars von Valerius Probus in der Ueberschrift der Biographie macht es wahrscheinlich, daß sich dieser etwa durch Excerpte und Randbemerkungen zu Persius bis auf die Zeit des Cornutus fortpflanzte, und da dessen Scholien sich an die Angaben jener Biographie wirklich anlehnen, so ist es wahrscheinlich, daß er den Commentar des Probus bei Abfassung des seinigen zu Grunde gelegt hat.*) Letzterer fand in der späteren Zeit vielfache Anerkennung, wurde citirt, abgeschrieben und modificirt, denn da man von ihm wußte, daß er nicht dem Alterthume selbst angehöre, so war der Respect davor nicht so groß, daß man sich nicht Zusätze und Veränderungen aller Art erlaubt hätte; auch mußte große Unordnung in demselben dadurch entstehen, daß man ihn häufig nur am Rande zu Persius beischrieb. So kommt es, daß wir denselben in verschiedenen Handschriften in verschiedener Fassung lesen. Was nach

*) Jahn (S. CLIX f.) glaubt außerdem noch solche Scholien entdecken zu können, welche für Valerius Probus zu neu und unbedeutend seyen, für Cornutus aber zu alt und gut, und schreibt diesen Mittelschlag dem Acro bei; doch lassen wir diesen Versuch, auch diesen Namen unterzubringen, als in jeder Beziehung unsicher, auf sich beruhen.

ihm und mit einer gewissen Unabhängigkeit von ihm im Mittelalter zur Erklärung des Persius versucht wurde, ist unbedeutend (Jahn's Prolegg. CLXI.). Die sogenannten Glossae Pithoeanae sind Nichts als eine Auswahl der besten Anmerkungen aus dem auf den Rand einer Handschrift des Persius beigeschriebenen Commentare des Cornutus, veranstaltet von Jos. Scaliger, herausgegeben von Pithou (Jahn's Prolegg. S. CLXIV bis CLXVI). Besonders herausgegeben wurde der Commentar des Cornutus zuerst Venedig 1499 durch Joh. Bonardus, dann 1563 durch El. Vinetus, zu Pictavium, endlich in der Paris 1601 erschienenen und 1613 wieder abgedruckten Ausgabe von Pithou, neuestens von O. Jahn in seiner Ausgabe S. 245—350, worin das von Pithou in seine Glossen Aufgenommene durch den Druck ausgezeichnet ist.

Das häufige Lesen und das häufige Abschreiben steht in Wechselwirkung, daher von Persius, der sich schon durch seinen geringen Umfang empfahl, eine Unzahl von Handschriften existirt. Die Schwierigkeit des Dichters bewirkte, daß man sich bei diesen Abschriften sorgfältiger als gewöhnlich an das Original hielt, und so ist die kritische Beschaffenheit des Textes so gut, daß Conjecturen bei diesem Schriftsteller weniger an ihrem Platze sind, als bei irgend einem andern; die Aufgabe der Kritik ist hier, unter den Lesarten der Handschriften diejenige auszuwählen, welche die gewichtigsten äußern und innern Gründe für sich hat; und zwar sind die äußern darum weniger sicher und entscheidend, weil von den Handschriften keine in allen Stücken den Vorzug vor den übrigen verdient; zu den besten gehört die von Montpellier aus dem neunten Jahrhundert. Häufig legt jedoch die Erklärung des Cornutus für die eine oder die andere Lesart ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale. — Eine Aufzählung und Beschreibung der von ihm benützten 63 Handschriften gibt O. Jahn Prolegomena S. CLXXIII bis CCXV.

§. 10.

Gedrucktes.

Die erste Ausgabe von Persius wurde ums Jahr 1470 zu Rom von Udalr. Gallus gedruckt, worauf eine Unzahl anderer folgte. Aufzählungen derselben s. bei Schweiger, Handbuch der class. Bibliographie II, S. 705 ff. Hauthal, in seinem Programm über die erste Satire (Leipzig 1833) S. XX bis XXXI. Besonders erwähnenswerth sind als kritisch oder exegetisch bedeutend die Ausgaben von Barth. Fontius (Venedig 1480 Fol.), Joh. Britannicus (Brix. 1481 und oft. Fol.) Joh. Murmellius (zuerst Daventr. 1516. 4.), A. Foquelin (Paris 1555. 4.), N. Frischlin (Bas. 1582. 4.), P. Pithoeus (Paris 1585. 8.), El. Vinetus und Th. Marcilius (Paris 1601. 4.), Is. Casaubonus (Paris 1605. 4. zum ersten Male; von Dübner wieder abgedruckt mit vielen Zusätzen, Leipz. 1833. 8.), König (Gött. 1803. 8.), Fr. Passow (Leipz. 1809. 8. Thl. I., Text und Uebersetzung, Einleitung über das Leben und die Schriften des Persius, Anmerk. zu Sat. I.), Achaintre (Paris 1812. 8.), E. W. Weber (Leipz. 1826. 12.), Fr. Plum (Kopnh. 1827. 8.), J. C. Orelli (in seinen Eclogae poett. latt. Zürich 1833. 8.), Hauthal (Beiträge zur Geschichte, Verbesserung, Feststellung und Erklärung des Textes der Satiren des Persius, Thl. I., Leipz. 1837. 8., Text, Uebers. und kritische Anmerk.), und neuestens die vorzügliche, auch im Folgenden zu Grunde gelegte Ausgabe von Otto Jahn (A. P. Fl. Satt. liber, cum scholiis antiqvis edidit. Lips. 1843. 8.). Auch von K. Fr. Hermann wird noch eine Ausgabe erwartet.

Uebersetzungen, s. Schweiger a. a. O. S. 713 ff. Deutsche: 1) in Alexandrinern, von Adami (Dresd. 1674) und Heyden (Leipz. 1738); 2) in Jamben, von Fülleborn (Züll. 1794), Schindler (Leipz.

1803), Wagner (Lüneb. 1811), Sat. I und II von L. Bauer im Stuttgarter Progr. vom Jahr 1839. 4.); 3) in Hexametern, von Nasser (Kiel 1807), Kayser (Soest 1822), Donner (Stuttg. 1822) Otto (Leipz. 1828), W. E. Weber (Bonn 1834). Außerdem von Passow und Hauthal.

Von Erläuterungsschriften sind besonders zu nennen: Kriegk (Jena 1701. 4.) und Frömmichen (Hildesh. 1775. 4.) de Persio, Sélis, diss. sur Perse (Paris 1783), Hempel de Persio satyrico (Lips. 1790. 4.). Meisters letzte Studien über Persius (Züll. 1812. 8.), Baustädter de Persü satiris (Neuburg 1828. 4.), Habersack, Worte über Persius (Bamb. 1828. 4.), die Schriften über die römische Satire (s. meine Schrift „Horaz," Tüb. 1843, S. 28), von Heinsius, Casaubonus, König, Manso (Nachtr. zu Sulzer VI, 81 — 109), Hottinger (Schriften der Mannh. Ges. V, 301 ff.) u. A., die Bearbeitungen der römischen Literaturgeschichte von Bernhardy (S. 237 f.) und Bähr, die Einleitung von Passow und die Prolegomena (216 S.), von O. Jahn, wovon derselbe in der allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber III, 18, S. 33 – 38 einen sehr zweckmäßigen Auszug geliefert hat.

Prolog.

Nie hab' ich mir den Mund gespült im Roßbrunnen,
Noch kann ich auf dem Berg Parnaß, dem zweihäupt'gen,
Geträumt zu haben mich erinnern, daß urplötzlich
Als Dichter ich daständе. Die Helikonsschwestern
Und die blasse Pirene dazu laß ich gern denen,
Um deren Bild der Epheu leckt; ich bring dieß Lied
Zum Dichterfest, ein Laie halb, als Beitrag dar.

Wer brachte bei dem Papagei sein „Gott grüß Dich,"
Und hat gelehrt die Elstern stammeln Rom's Sprache?
Der Meister jeder Kunst und des Genie's Schöpfer,
Der Magen, der versagter Töne Kunst auspreßt.
Sobald des falschen Goldes Hoffnungsstrahl glänzt, kannst
Melodie'n vernehmen, nektargleich, für's Ohr köstlich
Aus Rabendichter's und der Elsterdicht'rinn Mund.

Erste Satire.

O des Bemühens der Menschen! Wie eitel und leer doch die Welt ist!
„Wer liest Solcherlei?" Gilt das mir? „Kein Einziger." Meinst Du?

„Einer, vielleicht auch Keiner.“ Ein Schimpf und ein Jammer!
„Warum dieß?“ *)
Könnte den Labeo Polydamas und die troischen Weiber
Mir vorziehn? Doch was schadet es! Schnellet das lärmende Rom auch
Etwas empor, Du stimmst nicht bei, noch wirst du das falsche
Zünglein der Wage zu bessern dich müh'n und dich suchen wo anders,
Als in dir selber; so Viele ja gibt es zu Rom, und — **) wofern denn
Reden ich muß — und ich muß es, wenn uns're Verwelktheit ich anseh',
Unser erbärmliches Leben, und was nach den Nüssen wir treiben;
Sprechen wir dann einem Oheim gleich, so verzeihet! „Ich will nicht.“
Schade, doch bin ich nun eben ein Lächler, es juckt mich das Zwerchfell.
Hinter dem Pult, da schreiben wir, Einer in Versen, der Andre
Frei sich bewegend, gewaltige Dinge, die Lunge vermag nicht
Alles zu fassen und keucht. Ist's fertig, so zieht man den neuen
Rock an, macht die Frisur vor dem Spiegel und steckt den Geburtstags-
Ring an den Finger und setzt sich auf hohen Katheder und liest vor.
Süßlich ertönt die gesalbete Kehle, es schwimmen die Aeuglein
Lüstern gebrochen — und liederlich zittert der hohen Quiriten
Stimme, sie taumeln umher, in das Fleisch eindrang das Gehörte,
Und in dem innersten Marke verspürt man den Kitzel des Verses.
Wie, Du sammelst, ein Greis, noch Köder für Anderer Ohren,

---

*) Ich weiche in Bezug auf die Vertheilung der einzelnen Worte in V. 2 und 3 von der unzweckmäßig scheinenden O. Jahn's ab.

**) Nach der Lesart: nam Romae est qvis non? ac —. K. F. Hermann lect. Pers. III, 4 f. empfiehlt at. Die Handschriften entscheiden Nichts, da bei der Aehnlichkeit beider Wörtchen unter der Voraussetzung der Ursprünglichkeit des einen wie des andern die Entstehung einer Variante sich erklären läßt. Doch scheint eine Einwendung (at) hier nicht am Platze zu seyn.

Ohren, zu denen am Ende Du selbst, Lump, sagest: „o laßt es!“
„Aber, wozu das Gelern', als daß es ein innerer Gährstoff
„Sey und ein Keim, der, ähnlich dem Feigbaum, sprengt die Umhüllung?“
Daher Bläſſe und Altern! O Zeit! Ist Nichts denn an sich werth
All dein Wissen, wofern nicht, daß du es wissest, die Welt weiß?
„Aber so schön ist's doch, mit dem Finger bezeichnet zu werden:
„„Der ist's!““ „Achtest du dann es für Nichts, in der Schule Diktirtschrift
„Hunderten lockiger Köpfe zu seyn?“ Sieh, während des Trinkens
Fragen des Romulus Söhne gesättigt: „wie ist's mit den Dichtern?“
Gleich springt Einer empor — einen Shawl von der Farbe der Veilchen
Hat er die Schultern herum — und was Ranziges wird nun genäselt,
Phyllis, Hypsipyle, oder was sonst noch Thränen erpresset,
Girrt er und haucht er und läßt kein Wort auf die Beine gerathen.
Beifall klatschen die Mannen: beglückt ist unseres Dichters
Asche, auf seinem Gebein liegt weniger drückend der Grabstein!
Lob wird ihm von Genossen des Tisches: so kann's nicht fehlen,
Daß aus dem Grabe des Glücklichen, daß aus des Seligen Asche
Veilchen in Masse erblühn! „Du Spöttischer,“ heißt es, „du möchtest
„Immer zu lachen nur haben! Bedenke jedoch, ob es Jemand
„Ungern sieht, wenn das Volk von ihm spricht und wenn seine Gedichte
„Ohne Besorgniß vor Fischen und Pfeffer verdienter Safran schmückt?“
Wer du auch seyn magst, den ich zum Gegner mir eben gemacht hab',
Lasse dir sagen: wofern ein Gedicht von mir ordentlich ausfällt,
— Freilich ein seltener Vogel, jedoch — wenn was ordentlich ausfällt,
Werd' ich das Lob nicht fürchten — ich hab' nicht stählerne Nerven;
Doch dagegen verwahr' ich mich, daß dein „Bravo!“ und „Köstlich!“

Sey von dem Guten das Höchste; denn schüttle das „Köstlich“ ein wenig,
Was nicht Alles darin steckt: Attius' Ilias, nicht wahr,
Trunken von Nießwurz? Weiter ein jegliches Distichon, das ein
Hoher bei Tische gemacht? Kurz, was nur auf Lehnen von Citrus
Wurde geschrieben? — Du weißt zu serviren gesottene Schweinsbrust,
Weißt den zertragenen Mantel dem fröstelnden Freunde zu schenken,
Sprichst dann: „Wahrheit gefällt mir, so sagt über mich mir die Wahrheit!“
Kann ich es? Soll ich sie sagen? Du spielest den Dichterling, Kahlkopf,
Da doch fast eine Elle der Wanst dir vom Leibe hervorragt!
Dich, Gott Janus, verhöhnt niemals doch von hinten ein Gansḥals,
Noch eine Hand, blitzschnell nachmachend die Ohren des Esels,
Noch eine Zunge, so lang wie Apuliens Hund sie im Durst hat.
Wenn man dagegen, patricisches Blut, an dem hinteren Kopfe
Blind ist, hüte man sich vor den lachenden Fratzen im Rücken!
    Was sagt dazu das Volk? Was? Nun, daß jetzt die Gedichte
Erst recht fließend und weich sey'n; selbst strengprüfende Nägel
Fahren nun glatt über Fugen dahin. Der strecket den Vers dir,
Grad' als hätte er ihn, Ein Auge geschlossen, dem Richtmaß
Nachgearbeitet! Sogar wenn's gegen die üppigen Sitten
Gilt und die Mahle der Hoh'n, schenkt unserem Dichter die Muse
Große Gedanken. Auf einmal seh'n wir Heroengelüste
Leuten entstehn, die sonst den Anakreon spielten und keinen
Wald zu beschreiben verstehn, nicht ländliches Glück zu besingen,
„Körbe und Schweine, den Herd und Palilien rauchig vom Heue.
„Daher kam einst Remus und Quinctius, der du am Pflug standst,
Als dich die Gattinn mit Hast vor den Ochsen bekleidete mit der

Dictatur *) und der Lictor den Pflug heimtrug" — ei, wie schön das!
Manche bewundern des bacchischen Attius adrige Stücke
Jetzt, und Pacuv sammt seiner Antiope, welche an Warzen
Reich ist, „deren Gemüth sich auf Trübsal rührsam gebettet."
Sieht man nun solchen Geschmack blödsichtige Väter die Kinder
Lehren, so ist's nicht schwierig, zu sagen, von wannen der Mischmasch
Kam in die Sprache, der Wust, über den glattwangige Junker
Toll auf den Bänken umher aufhüpfen vor lauter Entzücken.
Schämst du dich nicht, die Gefahr nicht wenden zu können vom eignen
Graukopf, ohne den Wunsch, dieß laue „Gebildet!" zu hören?
Pedius, heißt's, hat gestohlen. Und Pedius — feilt Antithesen,
Schaukelt die Anklagpunkte. Man lobt die gelehrten Figuren,
Nennet es „hübsch." Dieß hübsch? Dann nenn' ich den Romulus Schwänzler!
Werd' ich den Beutel gerührt zieh'n, wenn mit Gesang mich ein Bettler
Anspricht? Kannst du noch singen und trägst dich auf scheiterndem Schiffe
Selber gemalt auf der Schulter? Es muß stets, wer mich erweichen
Will, vorweinen Empfund'nes und nicht bei der Lampe Studirtes.
„Aber der holprigte Vers hat gewonnen an Rundung und Wohlklang;
„Jetzt sind Schlüsse gefunden wie der: berekynthischer Attis,
„Und: Der Delphin, der rudernd den bläulichen Nereus zertheilte;
„Oder: Wir haben die Hüfte gestreift Apenninus, dem Langen."
Sage, Virgil, ist das nicht Schaum und gedunsene Rinde,

*) Ich lese cum-dictaturam. S. die Anmerkungen.

Gleich dem verdorrten Geäst an dem übergezeitigten Korkbaum?
Nun, was nennst du denn weich und mit hängendem Nacken zu lesen?
„Machten die Hörner, die grimmigen, voll mimallonischen Donners,
„Und eine Bassareus-Priesterinn, schwenkend das Haupt eines stolzen
„Kalb's, und die Maenas, welche mit Epheuranken den Luchs lenkt,
„Singt im Duett ihr Evion; nachtönt Dopplrinn Echo."
Wär' das möglich, wofern von dem Samen der Väter ein Tropfen
Lebte in uns? Marklose Sentenzen, wie diese, sie schwimmen
Jedem im Speichel herum; da sitzt die Mänade und Attis,
Bringt nicht Schläge dem Pult, schmeckt nicht nach zerkaueten Nägeln.
„Aber wozu die empfindlichen Ohren mit beißender Wahrheit
Aergern? Behüte dich wohl, sonst werden die Schwellen der Höhern
Kalt noch am Ende für dich und es tönt aus dem Maule des Haushunds
Sonst dir entgegen der Buchstab." Meinthalb seye denn Alles
Rein; was scheer' ich mich drum? — Gelt, jetzt ist Alles vortrefflich? *)
„So ist's recht; hier, sagst du, verrichte mir Keiner die Nothdurft!
„Malt hieher zwei Schlangen; der Ort ist heilig, ihr Buben!
„Pisset wo anders!" Ich gehe. — Lucilius hechelte Rom und
Lupus und Mucius einst und den Backzahn brach er an ihnen;
Fein weiß Flaccus dem Freunde an jeglichen Fehler zu tasten,
Daß er zuletzt selbst lacht, und erschließt man das innerste Herz ihm,
Weiß er es spielend zu wärmen; die Menge verhöhnet er spitzig.

---

*) Ich lese mit K. Fr. Hermann (lect. Pers. III, 8): Euge! Omnes, omnes bene mirae eritis res, wofür sich auch Jahn später erklärt hat.

Sollt' ich nicht auch muckſen mich dürfen, hinein in ein Loch nur,
Oder allein? „Auch das nicht.“ Trotzdem werde verſcharrt hier:
„Büchlein, ich hab' Herr Niemand in Eſelsbeöhrung geſehen!“
Dieſes Geheimniß und dieß mein Lachen, ſo nichtig, verkauf' ich
Nicht um die Ilias dir. Du, der du vom kühnen Kratin dich
Anwehn läßt und den zornigen Eupolis eifrig ſtudireſt,
Neben dem würdigen Greis, ſieh dieß an, *) ob was Gedieg'nes
Hier man vernehme. Von Jenen Gebildete wünſch' ich zu Leſern.
Doch nicht den, der gerne verhöhnet die griechiſchen Schuhe,
Weil er den Schmutz liebt, noch wer Schielenden, daß ſie ja ſchielen,
Vorwirft, wähnend, was Rechtes zu ſeyn, weil einſt er mit Würde
Als Marktmeiſter Arezzo's betrügliche Maße zerſchlagen,
Noch wer Tiſche der Rechner, im Sande gezeichnete Kreiſe
Weiſe zu höhnen verſteht und das höchſte Entzücken empfindet,
Wenn eine Dreiuhrdirn' einen Cyniker frech an dem Bart zupft.
Frühſtück ſeye für die ein Edikt und Kalliroë Nachtiſch.

Zweite Satire.

Zähle den heutigen Tag, o Macrinus, mit beſſerem Steine,
Weil er die fliehenden Jahre dir freundlich mit Einem vermehret.
Spende dem Genius Wein. Du biſt ja Keiner von denen,
Die durch feilſchendes Bitten erſt eben was nur im Verborgnen
Läßt ſich den Göttern vertraun. Doch thun das meiſtens die Herren:

**) Ich leſe Adspice ad haec. Die Conſtruction iſt wie oben V. 9: cum ad canitiem adspexi.

Schweigsam hält man das Rauchfaß; aber das Flüstern vermeiden
Kann nicht Jeder im Tempel, und offen und laut aussprechen,
Was er sich wünschet. „Ein gutes Gewissen, Verläßigkeit,
Achtung!“
Höret der Nachbar, jedoch nicht hört er ihn in sich hineinflehn: *)
„Möchte der Ohm abschnappen! Er gäb' eine prächtige Leiche!
„Und **) ließ' Herkules doch eine Tonne mit Silber mir klirren
„Unter der Hacke! Und dürfte ich doch ausstreichen den Pflegsohn,
„Dem auf die Ferse ich trete im Erben. Er hat ja die Gelbsucht
„Längst und die Scropheln. Wie gut hat's Nerius, welcher die dritte
„Frau nimmt!“ Daß du dergleichen mit heiligem Herzen erbittest,
Hast du ja dreimal Morgens die Nacht in dem Tiber gesühnet.
Hör' 'mal, sage mir doch — eine Kleinigkeit möcht' ich dich fragen, —
Sag' mir, was hältst du auf Jupiter? Würdest du etwa ihn vorziehn — ?
„Wem denn?“ Etwa dem Stajus, wofern kein And'rer dir einfällt;
Denn wo gäb's einen besseren Richter und sorglichern Vormund?
Sag' nun zu diesem einmal was zu Jupiter sagen du möchtest:
Aufschrei'n wird er: O Jupiter! Jupiter! Bester! O hilf mir!“
Und so muß auch Jupiter selber gewiß zu sich aufschrei'n.
Weil in dem Wetter der heilige Blitz nicht dich und dein Haus frißt,
Sondern die Eiche, so meinst du, es deute auf seine Vergebung?
Und weil nicht auf des Priesters Geheiß und der Fibern der Schafe
Du daliegst in dem Hain' als düstres, gemiednes Bidental,

---

*) Ich lese mit Hauthal und K. Fr. Hermann: murmurat.

**) Ich fasse et als gleichfalls zu dem Gebete des Habsüchtigen gehörig, wie Hauthal, schon wegen der Aehnlichkeit mit pupillumve V. 12. Der Mann möchte auf irgend eine Weise, am liebsten auf alle zumal reich werden.

Reicht deßwegen dir Jupiter dummgutmüthig den Bart hin,
Daß du ihn zupfest? Wie theuer denn glaubst du der Götter Erhörung
Für dich erstanden zu haben? Um Lungen und fettes Gekröse?
Seht, da hebt Großmütterchen oder die gläubige Tante,
Kundig, des tückischen Auges gefährliche Wirkung zu bannen,
Eben das Kind aus der Wiege und Stirn' und die geifernden Lippen
Weihet sie ein mit dem Finger des Hohns und dem zaubrischen Speichel,
Wieget es dann auf den Armen und wünscht ihr mageres Kleinod
Jetzt in des Licinus Auen und jetzt in die Schlösser des Crassus.
„Möge die Königinn dich sich zum Eidam wünschen, sich um dich
„Reißen die Mädchen, und was du betrittst, da Rosen erbluhen!"
Doch nicht Ammen ertheil' ich den Auftrag für mich zu beten;
Jupiter, schlag es ihr ab, obwohl sie es flehte im Festkleid!
Kräftige Muskeln erflehst du, ein rüstiges, glückliches Alter;
Gut, doch ißt du gewaltige Schüsseln und fettige Würste,
Dann kann Jupiter selbst unmöglich die Bitte gewähren.
Rinder verbluten als Opfer, damit sich die Habe dir mehre,
Fibern berufen Merkur in die Nähe: „O segne den Hausstand,
Segne das Vieh und die Heerden mit Nachwuchs!" Ist es denn möglich,
Thörichter, wenn bei den Opfern das Fett von den Kälbern darauf geht?
Aber er will's durchsetzen mit Fladen und blutigen Opfern:
„Seht, schon wächst mir der Acker und herrlich gedeihet der Schafstall!
„Jetzt kommt's bald; jetzt gleich!" bis getäuscht und verzweifelnd am End' er
Seufzt: „Was nützt es mich, daß ich die Neige der Kasse gerettet!"
Brächte ich Krüge von Silber und Werke gediegenen Goldes
Dir zum Geschenk, dir liefe der Schweiß von der Stirne, und Tropfen
Rännen vom Auge des Thoren, das Herz schlüg' jubelerfüllt dir:

So kam's dir in den Sinn, zu vergolden den Göttern das Antlitz
Aus dem Gewinne des Siegs; wenn einer der ehernen Brüder
Sendet besonders verständliche, unzweideutige Träume,
Zieht man den andern ihn vor und vergoldet zum Danke den Bart ihm.
Gold hat des Numa Geschirr und das Erz des Saturnus vertrieben,
Hat die vestalischen Urnen, den Thon der Etrusker verwandelt.
Aermliche Seelen, zur Erde *) gekrümmt und dem Himmel entfremdet!
Frommt es zu etwas, die Tempel zu schänden mit unseren Sitten,
Gaben zu weihen den Göttern, genommen vom sündigen Fleische?
Dieß hat das Oel uns verdorben, indem es mit Zimmt es vermischte,
Dieß hat calabrisches Vließ mit verfälschendem Purpur getränket,
Dieß hat die Perle der Muschel entwinden geheißen und Adern
Erzes im glühenden Kessel von Schlacken zu sondern gelehret.
Freilich es sündigt, jedoch von dem Sündigen hat es doch Vortheil.
Doch was nützet, gesteht es, ihr Priester, das Gold in dem Tempel?
Ebenso viel als der Venus die einstigen Puppen der Jungfrau.
Geben wir lieber den Göttern was selbst bei dem größesten Reichthum
Nimmer zu geben vermag des berühmten Messala verlebter
Sohn: ein Gemüth voll Rechtlichkeit, heiligen Frieden im tiefen
Herzen, ein Leben getränkt mit dem Sittlichen. Laß mich den Tempeln
Dieß darbringen, so schafft mir Mehl die Erhörung der Götter.

---

*) Ich übersetze so, nicht weil ich in terras lesen würde (statt in terris), sondern weil Alles, was auf der Erde stehend (in terris) sich bückt, eben damit auf die Erde (in terras) sich bückt, was auch, wie der Gegensatz (coelestium inanes) lehrt, das von Persius Gemeinte ist.

Dritte Satire.

„Geht das ewig denn fort? Schon dringt durchs Fenster der Morgen
„Freundlich und klar, und die Ritzen, so schmal erst, dehnt die Beleuchtung;
„Aber noch immer geruhn wir zu schnarchen! Es geht schon auf zwölf Uhr!
„Wahrlich, in der Zeit könnte der wildste Falerner verdampfen!
„Hört doch! Längst schon dörret die durstigen Saaten der tolle
„Hundsstern, schon ists Vieh in dem Schatten der Ulme beisammen!"
So ruft aus vom Gefolge ein Mann. „„Ist's wahr? Ei, so komm doch
„„Jemand geschwind! Wie? Wird's bald?"" Aufschwillt hitzig die Galle.
„„'s ist zum Zerbersten!"" Man glaubet, Arkadiens Ställe zu hören.
Alsbald nimmt er ein Buch, eine bunte geglättete Rolle,
Langt nach Papier und ergreifet in Eile das knotige Schreibrohr.
Doch nun beginnet das Klagen: es ist dick, klebrig die Dinte!
Gießet man Wasser hinzu, ist viel zu blaß sie geworden,
Viel zu wäßrig, es regnet ja häßliche Kleckse die Feder!
Aermlicher Wicht und mit jeglichem Tag noch ärmlicher! Sieht es
So mit uns aus? So verlange doch auch, wie ein zuckriges Täubchen
Und wie verzogene Prinzen, nach dünnem zerriebenem Breilein,
Heule und zapple und stampfe wenn Mamma das Lalla beginnet!
„Kann ich mit solch einer Feder studiren?" O geh mir! Wozu denn
Solcherlei Ausflucht stottern? Du narrest dich selbst, in dem Wahnwitz
Laufest du über. Man wird dich verachten: man höret beim Klopfen,
Daß nicht tüchtig der Topf und aus tüchtigem Thone gebrannt ist.
Noch bist jetzt du ein feuchter und bildsamer Lehm, o so eile,
Laß ohn' Ende das Rad an dir bilden. Ein väterlich Erbgut
Hast du jedoch und ein mäßiges Brod und ein glänzendes Salzfaß,
Hast an dem Herde behaglich die Schüssel, — was brauchst du zu fürchten?

Aber genügt das? Oder geziemt es dir, stolz dich zu blähen,
Weil du als tausendster Zweig ausgehst von etruskischem Stammbaum,
Oder dieweil du den Censor des Städtchens begrüßest im Staatskleid?
Pferdzeug blende das Volk: ich kenn' dich von innen und außen.
Schämst du dich nicht, in der Weise des lumpigen Natta zu leben?
Doch der ist von der Sünde verdummt, mit den Nerven verwachsen
Ist ihm das Fett, frei zieht er, er ahnt nicht was er verdirbt, und
Einmal untergetaucht wird nimmer er oben erscheinen.
Mächtiger Vater der Götter! O möchtest du harte Tyrannen
Niemals anders bestrafen, sobald sich die grausame Mordlust
Reget in ihrem Gemüthe, mit gährendem Gifte getränket:
Lasse sie schauen das Gute, und, wenn sie es kränkten, sich härmen!
Denn der sicilische Stier — nicht schmerzlicher konnte er stöhnen,
Aengstender nicht hat das Schwert von der goldenen Decke geschwebet
Ueber dem purpurbekleideten Nacken, als wenn man sich sagen
Muß: Ach es gehet mit mir in den Abgrund, wenn man erblassen
Innerlich muß vor Verbrechen, verborgen dem Weib an der Seite!
Oft, ich erinnre mich, hab' ich als Knabe die Augen geölet,
Wenn die pathetischen Worte des sterbenden Cato ich mochte
Nicht aufsagen, obwohl sie der närrische Lehrer belobte*)
Und anhören sie wollte mit Freuden der Vater im Angstschweiß.
Und das that ich mit Recht; denn begieriger war ich, zu wissen,
Was mir der glückliche Sechser gewinne, wie viel mir der Hundspasch
Werd' abzwacken, den Hals an dem engen Gefäße zu treffen,
Und daß Keiner geschickter, den Bux mit der Peitsche zu drehn, sey.

---

*) Ich lese mit K. Fr. Hermann: dicere et insano multum laudanda magistro.

Du dagegen verstehst, von dem Guten das Böse zu scheiden,
Kennest die Weisheit der Halle, mit Medern in Hosen bemalet,
Welche den Schlummer der Nächte verkürzt der geschorenen Jugend
Und sie mit Schoten und grober Polenta sich sättigen lehret;
Auch hat den schwierigen Pfad, der rechtwärts steil sich hinaufzieht,
Längst dir gezeiget des Samiers doppeltgespaltener Buchstab.
Und doch schnarchest du noch und es gähnet das Haupt noch von gestern
Welk und gelöst und es hängen getrennt von einander die Kiefer?
Hast du ein Ziel dir gestecket und richtest du danach den Bogen?
Oder verfolgst du ins Blaue die Raben mit Koth und mit Scherben,
Sorglos, wo dich der Fuß hintrage, und lebst in den Tag hin?
Nießwurz wirst du vergebens verlangen wenn krank dir die Haut schwillt —
Schon wenn die Krankheit heranzieht, tritt ihr entgegen, so brauchst du
Nicht zu versprechen zum Lohn einem Craterus goldene Berge.
Lernt, Armselige, forscht nach dem obersten Grunde der Dinge,
Lernet das Wesen der Menschheit und ihre Bestimmung erkennen,
Welches die Ordnung, das Ziel und die leichteste Art des Erreichens,
Welches das Maß für das Geld, was billig zu wünschen, und was es
Nütze und schade, wie viel man dem Staate und lieben Verwandten
Habe zu spenden davon, wozu dich die Gottheit berufen,
Wie du zur Welt und zur Menschheit gestellt seyst, lerne verstehen.
Sey nicht neidisch darob, daß manches Gefäß in dem Haushalt
Reicher verstinkt, eine Gabe vertheidigter speckiger Umbrer,
Pfeffer und Schinken dazu, Andenken des marsischen Schützlings.
Und sein erster Behälter noch nicht ist leer von Sardellen. —
Hier mag einer vom bockelnden Volke der Centurionen
Sagen: „So viel als ich brauche, versteh' ich; ein grämlicher Solon
„Oder ein Arkesilaus, gelüstet mich nimmer, zu werden.

„Müßt' mein Haupt sonst beugen, den Grund mit dem Auge durchbohren,
„Murmelnd und still, wie ein wüthiger Hund, und die Zähne zerbeißen,
„Müßt' abwägen die Worte auf weit vorhangender Lippe
„Und nachsinnen dem Faseln des lang schon Kranken: „„aus Nichts wird
„„Nichts und ins Nichts kann Nichts unmöglich sich wiederum wenden!““
„Und darüber erbleichst du, versäumest du Essen und Trinken?!“
Solches belachet das Volk und das Echo der stämmigen Bursche
Hallt mit geschwungener Nase die wiehernde Lache dem Volk nach.
„Höre, es ist mir so eng auf der Brust und es klopft mir das Herz so,
„Auch ringt schwer sich der Athem empor aus der krankenden Lunge:
„Sag' was thun?“ spricht Einer zum Arzte. „„Verhalte dich ruhig.““
Heißt es darauf. Wie die folgende Nacht einen ruhigen Puls sieht,
Läßt er vom Hause des Gönners in ziemlich bescheidener Flasche
Friedlichen Surrentiner zur Labung im Bade sich holen.
„Hör' mein Freund, du bist blaß.“ „„Thut Nichts.““ „So beachte doch, was auch
„Immer es seyn mag, dieß: leis schwillt dir die bläßliche Haut auf.“
„„Viel bösartiger blaß bist du; spiel nicht mir den Vormund,
„„Den hab' ich längst schon begraben; dafür kommst du nun.““ „So handle
„Ganz nach Belieben; ich schweige.“ Er geht mit gefülletem Bauche
Blaß in das Bad; schwer athmet die Lunge mephitischen Dunst aus.
Aber ein Zittern befällt ihn beim Wein und den dampfenden Schoppen
Läßt er entfallen der Hand; nackt klappern die Zähne zusammen,
Und es entsinket den hängenden Lippen der fettige Bissen.
Jetzt gibt's Kerzen und Trauerposaunen; man leget auf hohem
Bette den Sel'gen zurecht und beschmiert ihn mit schmorigem Balsam.
Nun streckt gegen die Thür er die starrenden Fersen, es laden

Ihn auf die Schultern, bedecketen Hauptes, Quiriten von gestern. —
Fühle den Puls dir und lege die Hand auf die Seite des Herzens.
„Hier ist Nichts von Erhitzung.“ Berühre die Zehen und Finger.
„Sind nicht kalt.“ Doch siehest du Geld, oder lächelt des Nachbars
Reizendes Mädchen dich an mit den schmachtenden Augen, verbleibt dein
Herz in dem richtigen Takte? Es steht in erkalteter Schüssel
Hartes Gemüse vor dir nebst Mehl aus dem Siebe des Volkes:
Prüfen den Gaumen wir dran! „O, es steckt im empfindlichen Mund ein
„Böses Geschwür mir; ich dürfte es nicht mit plebejischem Kraute
„Reiben.“ Du fröstelst, sowie dir erblassende Angst eine Gänshaut
Treibt, jetzt glüht dein Blut, wie von Feuer erhitzet, die Augen
Funkeln vor grimmigem Zorn und du redest und handelst in der Art,
Daß Tollhäusler Orestes dich hielte für reif für das Tollhaus.

Vierte Satire.

„Willst du die Sache des Volkes besorgen“ — den bärtigen Meister,
Welchen das Schlürfen des Schierlings dahinrafft, denke dir redend —?
„Worauf vertraust du dabei, des gewaltigen Perikles Mündel?
„Freilich, dir kam ja bekanntlich Verstand und Erfahrung im Fluge
„Lang vor dem Bart, und du bist ja geübet in Allem und Jedem.
„Steigt zum Exempel dem Volke die Galle und tobt es, so fühlst du
„Neigung in dir, stillschweigen zu machen die hitzige Menge
„Mit majestätischem Winken der Hand, und was sprichst du? „„Quiriten,
„„Dieß ist nicht recht, jenes bedenklich, und dieses das Beste.““
„Denn du vermagst ja das Rechte zu wägen in doppelter Schaale,
„Auch wenn sie gleich stehn, weißt das Gerade vom Krummen zu scheiden,

„Selbst wenn das Richtscheit trügt, nicht richtig den Winkel bezeichnet,
„Und du vermagst vor das Schlechte das düstere Theta zu setzen!
„Kannst du im Ernst das nicht, dann nimm nicht außen den Schein an,
„Blähe dich nicht schon früh vor den Augen des kriechenden Volks auf,
„Da doch Antikyra lauter zu brauchen, gesünder dir wäre.
„Was gilt dir für das Höchste? Die Schüssel doch immer mit fetten
„Bissen gefüllt und die Haut recht fleißig im Warmen zu haben?
„Wart, wie das Mütterchen da ganz Gleiches erwidert. Und komm mir
„Nun noch und blase dich auf: „„Der Dinomache Sohn und so schön bin
„„Ich!““ Ja; aber so klug ist grade die lumpige Baucis,
„Wenn ihr köstliches Kräutchen dem schlampigen Sklaven sie anpreist.“
Daß kein Einziger doch in das eigene Innere schaun will,
Stets nur blickt auf den Sack auf dem Rücken des Anderen vor ihm!
Fragest du: „Kennst du das Gut des Vettidius?“ „„Welches denn?““
„Weißt, der
„Felder zu Cures besitzt, kein Falke umfliegt*) sie.“ „„Ach den meinst!
„„Den, dem sämmtliche Götter und dem sein Genius gram ist,
„„Der, wenn er 'mal sein Joch aufpflanzt am durchbrochenen Kreuzweg,
„„Zagenden Herzens vom Fäßchen den lange gestandenen Leim kratzt,
„„Seufzend: „bekomm' es mir wohl!“ und die Zwiebel zu Salz mit der Schaale
„„Kaut, und, indeß das Gesinde den Breitopf jubelnd bestürmet,
„„Selber die kahnige Hefe vom sterbenden Essig hinabschlürft!““
Aber dieweil du gesalbt mit dem Leibe behaglich die Sonne

---

*) Oberrat, für das K. Fr. Hermann a. a. O. III, 18 spricht, hat jedenfalls ebenso viel für sich, als das von Hauthal und O. Jahn aufgenommene oberret.

Auffängst, stehet daneben ein Fremder und stößt mit dem Ellbog,
Giftig darob, daß du dir den Penis und alles Geheime
Hier vor dem Volk ausjätend die welkenden Lefzen zur Schau stellst *)
„Kämmest und salbest ja immer die Borsten am Backen, warum denn
„Muß vom Gemächte geschoren dir ragen gerade der Mehlwurm?
„Wenn auch fünf Badknechte an diesem Gestrüppe sich mühten
„Und den gesottenen Hintern mit Zangen verzerrten und zwackten,
„Doch wird kein Pflug reichen, das Farnkraut völlig zu tilgen!“ —
Schießen und unsererseits für den Pfeil hinbieten das Bein, ist
Unsere Sitte nun schon; so sind wir's gewöhnet. Du hast da
Unten am Leib eine heimliche Wunde, jedoch sie verdeckt der
Dicküberfgoldete Gürtel. Beliebt's, so belüge dich selber,
Wenn du es kannst. „Aber nennt mich die Nachbarschaft trefflich, so muß ich
Doch wohl selber es glauben!“ Erbleichest du, Thor, wenn du Gold siehst,
Lässest du jeglichem bösen Gelüste Befriedigung werden, **)
Trittst du ins Pflaster des Richtorts Löcher, so darfst du mit nichten
Gierig das Ohr hinreichen dem Lobe des Volkes. Verschmähe
Was nicht dein ist, seine Geschenke behalte der Schuster.
Wohne dich ein in dich selbst, dann merkst du die Lücken des Hausraths.

---

*) Ich habe die Vulgata hier beibehalten, weil die von Hermann gegen sie erhobenen grammatischen Schwierigkeiten mir keineswegs unlösbar scheinen, wie die obige Uebersetzung beweist und weil vielmehr die von ihm empfohlene Lesart despuat: hi mores—pandere vulvas! grammatisch mehrfach bedenklich ist.

**) Ich halte die urkundliche Lesart amarum fest, so bestechend die von Jahn aufgenommene amorum ist, der aber jene Beglaubigung und die Gewißheit der sprachlichen Möglichkeit abgeht, daher sie auch von Jahn selbst später zurückgenommen worden ist.

Fünfte Satire.

Dichtergebrauch ist dieß, sich ein Hundert von Stimmen zu wünschen,
Hundertfach Zunge und Mund zu erflehen für ihre Gedichte,
Gelt' es ein Stück, vom Tragöden aus trauriger Maske zu schreien,
Oder die tödtliche Wunde des Parthers, aus der er den Pfeil zieht.
„Wo will das noch hinaus? Was schiebst du für mächtige Bissen
„Liedes hinein! Fast meint man, du habest die Kehlen zu hundert.
„Wer Hochtönendes sucht, der sammle am Helikon Dunst ein,
„Wenn er den Topf des Thyestes und Progne's zum Sieden ans Feuer
„Stellt, daß vielmals Glyko ihn leert, trübselig wie immer.
„Du, Freund, pressest ja nicht, bis die Masse im Ofen gekocht ist,
„Luft in dem keuchenden Balg, noch krähst, mit geschlossenem Munde
„Murmelnd, dich heiser an Gott weiß welchem gewichtigen Unsinn.
„Noch blähst kindisch die Backen dir auf und zerdrückst sie mit Knallen;
„Wählst ja gewöhnliche Worte, geübet in treffender Wendung,
„Voll und gehalten zugleich, und die krankenden Sitten zu geißeln,
„Schuld und Verbrechen in würdigem Spiel zu erlegen verstehend.
„Wähle dir dieses zum Stoffe; das Mahl sammt Kopf und den Füßen
„Laß in Mykene und mach dich vertraut mit plebejischem Essen!“
Nicht das ist mein Streben, mit hohlen, pathetischen Phrasen
Bogen zu füllen und luftiges Zeug nachdrücklich zu machen;
Einsam reden wir jetzt, drum will ich, C o r n u t u s, der Muse
Folgen und ganz dir die Seele eröffnen, dir zeigen, geliebter
Freund, wie so treu ich dich liebe, wie ganz mein Herz dir geweiht ist.
Prüfe mich, prüf' was ich rede, du kannst ja so fein unterscheiden,
Was nach Gediegenem klinget und was nur blendender Tünch ist.
Dazu möchte ich wagen, der Stimmen mir hundert zu wünschen,

Um aufrichtigen Sinns zu verkünden, wie tief du ins stille
Herz mir gegraben, und daß vollständig erschlößen die Worte,
Was in dem schweigenden Busen sich Unaussprechbares reget...
Als ich, noch ängstlich und scheu, ablegte den schützenden Purpur,
Als ich die Bulla zum Dank als Geschenk umhängte den Laren,
Als willfährig die Führer mir wurden, das Fehlen des Streifes
Rings in der ganzen Suburra die Blicke zu werfen erlaubte,
Als sich ein doppelter Weg vor mir aufthat, wo der Erfahrung
Mangel so leicht den geängsteten Sinn in der Irre herumführt,
Damals wählte ich dich mir zum Vater, und Sokrates' Liebe
Hast du dem Schwachen geweiht. Da stand das Gesetz mir zur Seite,
Hat mich vor Irrthum bewahrt und die Krümmen des Wandels geschlichtet,
Weisheit umschlang mir den Geist und er wollte im Kampfe besiegt seyn;
Leben und Züge hat ihm dein bildender Finger verliehen.
Hab' ja in deiner Gesellschaft des Tags vollständige Länge
Lernend verlebt und den Anfang der Nächte zum Mahle verwendet.
Gleich war beiden die Zeit für die Arbeit, gemeinsam das Ausruhn,
Ein Tisch schenkte uns mäß'gen Genuß nach dem Ernste der Arbeit.
Sicherlich steht mein Tag mit dem deinen in enger Verbindung,
Ein Stern muß unfehlbar uns beide gemeinsam beherrschen,
Sey's, daß treulich die Parze uns beiden das Leben auf gleicher
Wage gewogen hat oder die Treue gebärende Stunde
Unter die Zwillinge theilte der Beiden verschwisterte Loose
Und wir den bösen Saturnus durch unseren Jupiter brechen:
Welches es sey — ein Gestirn ist's sicher, was dir mich verbindet. —
Tausenderlei gibt's Menschen und bunte Verwendung der Dinge,
Eigene Wünsche hat Jeder und Keiner dieselben wie Andre.

Der tauscht Waaren Italiens um in den Ländern des Aufgangs
Gegen gerunzelten Pfeffer und bleichende Körner des Kümmels.
Der will lieber nach Tisch mit erquickendem Schlummer sich mästen;
Jener hat Freude am Turnen, und den macht's Würfeln zum Lumpen;
Andre verschwimmen in Lust, doch lähmt die versteinernde Handgicht
Ihre Gelenke zu Aesten von alten verdorreten Buchen,
Werden zu spät sie beklagen, wie dumpf hinschwanden die Tage
Ihnen, dem Sumpfland gleich und vergeblich das Leben für sie sey.
Du, Freund, lässest dagegen von nächtlichem Lesen dich bleichen;
Denn du säest, ein Gärtner der Jugend, die Saat des Kleanthes
Ein in den helleren Geist. Hier holt Euch, Junge und Alte,
Sicheres Ziel für das Streben, auf's klägliche Alter ein Zehrgeld.
„Morgen!“ Und morgen dasselbe Verschieben. „Was liegt ja an Einem
„Tage! Ein rechtes Geschenk!“ Doch bricht nun der folgende Tag an,
Ist dein gestriges „Morgen“ vorbei, und ein weiteres „Morgen!“
Scheuchet die Jahre von hinnen und stets ist etwas noch übrig.
Mag's auch nahe dir seyn, zu der nämlichen Deichsel gehören,
Nimmer erreichst du das Rad, das vornen am Wagen sich drehet,
Wenn als hinteres Rad und an späterer Achse du umläufst.

Freiheit bedarf man, jedoch nicht die, so Jeglichem, der als
Publius in die Velina getreten, auf schnödes Getreide
Gibt einen Anspruch. O ihr Wahrheitverlaßnen! ein einz'ges
Drehn macht Euch einen Bürger. Der ganz nichtsnutzige Dama
Ist triefäugig von Most, ein am Futter betrügender Stallknecht:
Dreht sein Herr ihn herum. — im Momente des Drehns ist er Markus
Dama geworden. Der Tausend! Du weigerst dich, Geld mir zu leihen?
Markus verbürgt sich für mich! Und was zitterst du? Markus ist Richter!

Markus versicherte dieß — so ist's wahr. Setz' Markus, das Siegel
Hier hin! Das ist lautere Freiheit, wie Hüte sie schenken.
„Aber es ist doch frei nur wer nach Belieben das Leben
„Darf einrichten? Ich darf das thun nach dem eignen Belieben,
„Bin ich daher nicht freier denn Brutus?“ Ein irriger Schluß, so
Merket ein Stoiker an, der scharf sich die Ohren gewaschen;
Zwar ist richtig die erste Prämisse, die zweite jedoch falsch.
„Seit ich als eigener Herr heimkehrte, vom Prätor geschlagen,
„Was kann irgend verboten mir seyn, das je mir die Laune
„Eingibt, außer wofern es Masurius' Röthel verpönt hat?“
Hör' — doch weg mit der Hitze, dem runzelnden Hohn um die Nase,
Wenn aus dem Kopf ich veraltete Ammenbegriffe dir sage:
Fein unterscheiden die Dinge, das flüchtige Leben benützen,
Dieses vermag einen Thoren der Prätor mit nichten zu lehren,
Eher noch käme zurecht mit der Leier ein stämmiger Hausknecht.
Denn hiegegen verwahrt sich Vernunft, in die Ohren dir flüsternd:
„Keiner befasse mit dem sich, wobei nur schädlich er wirket!“
Ist ja bestimmter Gesetze Befehl und Gebot der Natur dieß,
Daß sich enthalte des Thuns unmündiger Mangel an Kenntniß,
Nießwurz mischest du keck selbst ohne das Zünglein am rechten
Punkt einhalten zu können? Der Heilkunst Wesen verbeut dieß;
Wollte das Ruder für sich ein gewichtig gestiefelter Pflüger,
Ohne zu kennen das Morgengestirn, — Melicerta beklagte,
Daß man verloren die Scham. Hast recht auftreten im Leben
Je du gelernt? Und verstehst du den Schein von der Wahrheit zu scheiden,*)

---

*) Ich lese mit Hermann lect., Pers. III, 53 speciem, da sonst das folgende qva einer grammatischen Beziehung ermangeln würde. Wört-

Daß nicht Kupfergehalt an dem Kerngold fehlerhaft klinge?
Was zu befolgen dir seye und was zu vermeiden hinwieder,
Hast du das Erste mit Kreide, das Andre mit Kohle bezeichnet?
Bist du bescheiden im Wünschen, genügsam, den Freunden gefällig?
Kannst du die Speicher eröffnen und schließen mit nämlichem Gleichmuth?
Kannst einen Groschen im Kothe erblicken und ruhig vorbeigehn,
Ohne dem Funde zu lieb voll Wasser den Mund zu bekommen?
Wenn du mit Wahrheit versicherst: ich kann das Alles, so sollst du
Nach dem prätorischen Rechte und Jupiter's, weise und frei seyn.
Wenn du jedoch, noch so eben von unserem Schlag, von der alten
Haut nicht lässest und äußerlich nur, um zu täuschen, dich säuberst,
Während du innerlich ganz noch der alte verschlagene Fuchs bist,
Nehm' ich zurück was ich oben gegeben und ziehe das Seil an:
Dann ist Nichts an dir gut, dein Strecken des Fingers ist Sünde,
Und was Kleineres gäb's doch? daß an dem Thoren von Weisheit
Hafte ein ärmliches Quentchen, vermag kein Opfer zu wirken,
Beides zu mischen ist Unrecht; bist du im Sonst'gen ein Holzklotz,
Tanzest du nicht drei Tacte hindurch wie Bathyllus den Satyr. —
„Ich bin frei!" Wer sagte dir dieses, du Knecht von so Vielem?
Oder erkennst du als Herrn nur welchen beseitigt der Freischlag?
Donnert es: „Fort, Bursch, trage die Striegel ins Bad des Crispinus!
„Wie? Was besinnst du dich, Schlingel?" — so gehet der drückende Frohndienst
Allerdings dich Nichts an, noch kommt überhaupt was von außen
In dich hinein und bestimmt dir den Willen; jedoch wenn im kranken

lich: Verstehst du herauszukennen, was bloser Schein von Wahrheit ist?

Innern dir Herrscher erstehen, so bist nicht besser daran, als
Der, den hin zu dem Bade der Stock und die Angst vor dem Herrn treibt.
Schläferig schnarchst du des Morgens: „Heraus! Auf!“ rufet die Habsucht;
„Hurtig!“ Du sträubst dich, — sie drängt: „Auf! Auf!“ „„Unmöglich.““ „Heraus nur!“
„„Und was treiben?““ „Du fragst? Da: Häringe hole vom Pontus
„Werg und Castoreum, Weihrauch, Ebenus, lüsterne Flore,
„Lade den heurigen Pfeffer zuerst von dem durst'gen Kameel ab,
„Treibe was um, schwör' Eide!“ „„Doch Jupiter hört's!““ „O du Dummkopf,
„Willst du mit Jupiter nie es verderben, so mußt so genügsam
„Seyn, mit dem Finger nach Resten von Salz Zeitlebens zu zielen.“
Schon lädst auf du den Burschen geschürzt Weinschläuche und Koffer;
„„Hurtig, zu Schiffe!““ An dir liegt's nicht, wenn auf mächtigem Kiele
Nicht das ägäische Meer du durchfliegst; doch schlaue Genußsucht
Nimmt dich bei Seite und mahnet: „wohin stürmst, Toller, wohin denn?
„Sprich, wo soll es hinaus? Dir braust ja im glühenden Busen
„Mächtig die Galle, man braucht' einen Eimer von Schierling zum Löschen!
„Du willst über die See, an gewundenem Hanfe dich haltend
„Auf dem Verdeck dein Mahl abhalten, und rothen Vejenter,
„Schmeckend nach kahnigem Pech, soll hauchen der flehende Becher?
„Was willst? Daß dein Geld, das mäßige Fünfe vom Hundert
„Hatte getragen dir hier, ausschwitzt nun gierige Eilfe?
„Gönne dem Genius auch was, genieße die Freuden, es ist nur
„Dein was du lebest, dereinst wirst Asche und Staub und ein Schatten,

„Denk an den Tod und das Eilen der Zeit: da ich rede, entflieht sie!“
Jetzt was thun? Nach verschiedenen Richtungen zieht dich ein Haken:
Welchem von beiden nun folgen? Du mußt von dem Einen zum Andern
Unstät irren und Dieses und Jenes Befehlen gehorchen.
Und wenn ein einziges Mal du gemeßnem Befehl den Gehorsam
Weigertest, sage doch nicht: „Nun hab' ich die Bande gebrochen!“
Ab zwar zerret der Hund noch am Ende den Knoten, jedoch er
Schleppt an dem Halse, entfliehend, ein groß Stück Kette noch mit sich.
„Davus, geschwinde! Du glaubst es: ich will mit dem heutigen Tage
„Enden die früheren Qualen!“ — Chärestratus, kauend am*) blosen
Nagel, ergießet sich so — „Meinst, werde den ehrsamen Vettern
„Fernere Schande bereiten, den ehrlichen Ruf und das Erbgut
„An der verrufenen Schwelle verderben, indem vor der feuchten
„Thüre der Chrysis berauscht, mit erloschener Fackel, ich singe?“
„„Recht so, Söhnchen, gescheidt! Gleich schlachte den Göttern ein Schaf für
„„Rettung von Unglück!““ „Davus, und meinst, wenn ich scheide, sie weine?“
„„Pah! Sie ertheilt dir 'nen kleinen Verweis mit dem rothen Pantoffel!
„„Zaudere nicht und zernage die hemmenden Netze; denn jetzt noch
„„Hast du den Muth und die Kraft; doch ruft sie dich, heißt es: „ich komme!“““
„Kann ich was Anderes thun? Soll jetzt, da sie ruft und mich anfleht
„Selber, ich doch wegbleiben?“ „„Du sollst es, wofern du als ganzer

*) Ich ziehe mit Hermann lect. Pers. III, 28 adrodens vor, das direkt und indirekt (arrodens) sehr alte Handschriften für sich hat, und sich durch den Sinn mehr empfiehlt.

„„Mann von ihr loskamst!"" Hier, hier haben wir das, was wir suchen,
Nicht in dem Stab, den schwinget ein dummaussehender Lictor.
Siehst du den Kriecher, gehetzt und gefoltert von kreidiger Ehrsucht?
Meinst du, er sey sein eigener Herr? Arbeite und schütte
Kichern in Fülle ins balgende Volk, daß einst noch sich sonnend
Denken die Greise an unsre Floralien! Gäb' es was Schön'res?
Aber erscheinet der Tag des Herodes, so speien am Fenster
Nebeneinandergereiht Oellampen erstickenden Dunst aus
Trotz der gewundenen Veilchen, es schwimmet, die röthliche Schüssel
Füllend, des Thunfischs Schweif und von Wein schäumt glänzend der Humpen:
Du rührst stille die Lippen und scheust den beschnittenen Sabbath.
Jetzt gehn schwarze Gespenster, Gefahr bringt Eierzerbrechen,
Jetzt droh'n wanstige Gall'n und die klappernde schielende Priest'rinn
Dir mit dem Zorne der Götter und Leibaufblähen, wofern du
Nicht nach Befehl schon früh drei Knoblauchhäupter gekostet.
Sprichst du was Solches im Kreis steifknochiger Centurionen,
Alsbald lacht in der Truppe der Riese Fulfennius hell auf,
Will einen Sack voll Griechen um hundert Sesterzien nehmen.

Sechste Satire.

Hat dich der Winter bereits zum sabinischen Herde getrieben,
Bassus, und sind in der Leier gemessene Töne erwacht schon?
Einziger Künstler, in Rhythmen die Stämme veralteter Wörter,
Oder den männlichen Klang der latinischen Laute zu spannen,

Weiter zu scherzen in Jünglingsmanier und in ehrsamem Tone
Treffliche Greise zu necken. *) Ich selbst — an Liguriens Küste
Wärm' ich mich jetzt, mein Meer stürmt, wo eine mächtige Flanke
Bilden die Klippen, das Ufer zu häufigen Buchten zurückweicht.
„Bürger, es lohnt sich die Mühe, beschauet den Hafen von Luna!“
So rieth Ennius weise, nachdem er vom Traume erwacht war,
Daß nach Pythagoras' Pfau er, Quintus, Homerus geworden.
Hier nun verweil' ich, für's Volk nicht sorgend, und was der Scirocco
Bringe, dem Viehe verderblich, und daß die Besitzung des Nachbars
Besser gedeiht als meine, bekümmert mich eben so wenig.
Ob sie sich Alle bereichern, die Söhne geringerer Eltern,
Mir macht das nicht Gram, noch daß ich nun magerer esse,
Oder das Siegel des kahnigen Krugs mit der Nase berühre.
Anderen ist's so nicht; selbst Zwillinge zeuget ihr Sterne
Ungleichartigen Sinns; am Geburtstag lediglich träuft der
Lake, berechnend im Näpfchen gekauft, auf das trockne Gemüse,
Selber bethaut er die Schüssel mit heiligem Pfeffer; der edle
Bursch dort bringt mit dem Zahne ein großes Vermögen zu Ende.
Ich will leben und brauchen, jedoch nicht muß ich darum auch
Lecker den Pöbel bewirthen und Kenner des Drosselgeschmacks seyn.
Lebe so weit dir die Ernte gestattet und leere die Speicher;
So ist's recht. Was fürchten? Du eggest, so kommt dir die Saat neu.

---

*) Die Lesart egregios hat die überwiegende Anzahl der Handschriften für sich und konnte in egregius verändert werden, weil man für die Infinitive ein regierendes Wort vermißte, des früheren opilex uneingedenk. Doch haben sehr alte Handschriften egregius und Jahn hat es aufgenommen. Hienach wäre zu übersetzen:

Weiter vortrefflich, zu scherzen in Jünglingsmanier und zu necken
Greise in ehrsamem Tone.

Aber es ruft dir die Pflicht: schiffbrüchig und nackt hat umklammert
Bruttiums Felsen ein Freund und die Habe und taube Gelübde
Hat er begraben im jonischen Meer, liegt selbst am Gestade,
Neben ihm riesige Götter vom Steuer, die Rippen des lecken
Schiffs sind schon von den Tauchern besetzt; jetzt brich was vom grünen
Rasen und steure dem Armen was bei, sonst muß er auf blauer
Tafel gemalet umherziehn. Zwar wird dafür der Erbe
Ob der Verschwendung erbost dir den Schmaus bei der Leiche versäumen,
Ohne Gerüche die Asche bestatten und ob dann der Zimmt schwach
Riecht und die Cassia Kirschholz schändet, — er wird's übersehen.
„Solltest du straflos mindern die Habe?“ Und Bestius zieht dann
Los auf die griechischen Lehrer: „ja, so geht's; seit in die Stadt kam
„Pfeffer und Datteln zugleich mit der Weisheit, an welcher das Salz fehlt,
„Wollen die Mäher den Brei sich mit reichlichem Schmalze verhunzen.“
Fürchtest du das nach dem Tod noch? Jedoch du, der du mich erbest,
Wer's auch ist, komm weg von dem Haufen ein wenig und hör' mich:
Theuerster, weißt du denn nicht, wie den Lorbeer Cäsar geschickt hat,
Weil er Germania's Jugend in blutigen Kämpfen besiegt hat?
Von den Altären wird schon die erkaltete Asche geblasen,
Schon gibt Königsgewänder, erbeutete Waffen und Wagen,
Auch dreckfarb'ne Perücken und Rheine Cäsonia in Abstreich;
Wegen der herrlichen Thaten gelob' ich den Himmlischen hundert
Paar' und des Feldherrn Genius. Willst du mir's wehren? Versuch es!
Wehe dir wenn du es thust! Fleischkuchen und Oel für den Pöbel
Spend' ich, was hast du dawider? Nur deutlich gesprochen! „Oh — Nichts grad;

„Denn dort liegen die Steine zu Hauf.“ Wenn die Tanten mir todt sind
Alle zusammen, die Bäschen mir sämmtlich gestorben, und todt des
Ohms Urenkelinn ist, nie Kinder die Muhme gehabt hat,
Auch kein Stäubchen noch lebt von der Mutter des Vaters: so geh' ich
Nur nach Bovillä, zum Hügel des Vibius: — Manius erbt mich.
„Sollte das Erdengezücht — ?“ Ei, frage mich, wer mir der vierte
Ahn war — weiß 's nicht gleich, doch kommt mir's noch, Einen hinauf dann,
Dann noch Einen — ein Erdengezücht ist der und es ist so
Manius da nach dem Recht mein Urgroßoheim beinahe.
Vormann, willst du denn mitten im Laufe die Fackel mir nehmen?
Bin ich für dich ja Merkur und erscheine dir so wie man jenen
Malt, als Gott; ists recht? Bist jetzt mit dem Erbe zufrieden?
„Aber es fehlt was am Ganzen.“ Ich habe für mich es verbraucht; was
Da ist, ist für dich Ganzes, du darfst nicht fragen, wohin denn
Sey das Vermächtniß des Stadius gekommen, und laß mich in Ruh mit
Vaterermahnungen: deck mit den wuchernden Zinsen den Aufwand.
„Aber was bleibt dann für mich?“ Was für dich? Komm, Bursche, und schmelze
Gleich mir den Kohl viel reichlicher! Meinst du, ich werde am Festtag
Nesseln mir kochen, am Ohre geschlizten und räuchrigen Schweinskopf,
Daß dein Taugnichts einstens, von Gänsepasteten gesättigt,
Wenn ihn die wählige Brunst von gemeiner Befriedigung abhält,
Piß in patricischen Schoos? Soll ich zum Gerippe mich machen,
Während sich er einen Bauch anmästet, wie der eines Pfaffen?
Opfre dich selbst dem Gewinn, kauf' ein, durchstöbre mit Scharfblick

Jegliche Seite der Welt, und *) es seye auf hohem Verkaufsplatz
Keiner geübter, den Speck kappadokischen Sklaven zu klatschen. **)
Dopple das Gut. „Das hab' ich gethan: schon drei= und schon vierfach,
„Zehnfach hab' ich's im Beutel und sag, wo soll ich beschließen?"
Höre, Chrysipp, der Mann brächt' deinen Sorites zum Schlusse!

---

*) Ich lese mit vielen und sehr alten Handschriften nec, was allein dem Zusammenhange gemäß und auch von Hermann lect. Pers. II, 65 empfohlen worden ist.

**) Ich habe das von Jahn mit Unrecht hintangesetzte, von den besten Handschriften gebotene und der Eigenthümlichkeit der persianischen Ausdrucksweise vorzüglich angemessene plausisse mit Hermann lect. Pers. II, 66 wieder aufgenommen.

Anmerkungen zu den Satiren des Persius.

Zum Prolog.

Nach der Sitte der späteren römischen Dichter (über frühere vgl. O. Jahn's Prolegg. S. LVII f.) schickt Persius seiner ersten vollendeten und für sich Freunden mitgetheilten Satire einen Prolog voraus, welcher mit jener selbst in keinem unmittelbaren Zusammenhange steht, und sich auch schon äußerlich (durch das Metrum) von ihr abgrenzt. Denselben ausschließlich auf die erste Satire zu beziehen (mit Passow, Hauthal, O. Jahn u. A.), hat schon den äußeren Grund für sich, daß V. 7 der Singular carmen gesetzt ist, noch entschiedener aber die innern. Denn die entgegenstehende Annahme, daß der Prolog der ganzen Sammlung gelte, ist schon deßwegen unmöglich, weil für Persius diese sechs Satiren gar nicht als Ganzes existirten, da er starb ehe sie vollendet und abgeschlossen waren. Auch hat nur die erste Satire die literarisch-ästhetische Haltung, zu welcher der Prolog seinem Inhalte nach allein paßt. Seiner Oekonomie nach zerfällt derselbe in zwei auch äußerlich (an Verszahl) einander gleiche Hälften, worin die beiden Punkte ausgeführt werden, in welchen sich Persius von den Dichtern gewöhnlichen Schlages unterschieden wissen will. Fürs Erste gleicht er ihnen nicht in Bezug auf das simulirte Motiv zum Dichten. Die Dichter vom Fach pflegen ihren Werken hochtrabende, bombastische

Einleitungen vorauszuschicken, worin sie die nachfolgenden Gedichte als Eingebungen irgend einer Gottheit darzustellen lieben; Persius dagegen rechnet sich nicht unbedingt zu der Klasse der Dichter, und hält sich schon deßwegen von jenen Uebertreibungen frei; er prädicirt das, was er bringt, einfach, ohne Umschweife und Künstelei, als sein eigenes Produkt. Zweitens gleicht Persius den Dichtern unter seinen Zeitgenossen nicht in Bezug auf den wirklichen faktischen Ausgangspunkt ihres Dichtens. So wenig wie beim Papagei und der Elster das Sprechen, ist bei jenen das Dichten der Ausfluß entschiedener Naturbegabung, die Befriedigung eines innern Dranges, sondern das äußerlichste, fremdartigste Motiv von der Welt treibt sie dazu, nämlich ihr leerer Magen; um Geld singen sie, etwa um einem hohen, reichen Gönner zu Gefallen zu seyn. Der Gegensatz hiezu bildet sich von selbst, wenn ihn Persius gleich nicht eigens ausgeführt hat: er spricht so wie er wirklich denkt und ohne eine andere Tendenz, als eben die, sich auszusprechen; am wenigsten aber kann es seine Absicht seyn, mit Gedichten dieser Art sich irgend einen Vortheil zu erwerben.

Da beidemale der positive Sinn gegen den negativen sehr zurücktritt, so hat der Prolog überhaupt ein polemisches Ansehen gewonnen. Auch die Ausführung der Gedanken im Einzelnen ist voll von Seitenhieben. Zu dieser skoptischen Haltung stimmt dann auch vortrefflich das neckische Versmaß, sogenannte Skazonten, Hinkiamben: dem pathetischen Jambus, in welchem die Rede fünfmal arglos verläuft, schlägt mit einem Male der als sechster dazwischen plumpende Spondeus oder Trochäus ein Bein unter; dem raschen, muthigen, durch Anapästen hin und wieder noch beschleunigten Vordringen des Jambus stellt sich mit einemmale ein unerwartetes Hinderniß entgegen, das ihn stutzig macht

und auf eine muthwillige, komische Weise die ganze Wirkung des Vorhergehenden eludirt.

V. 1—3. Polemische Anknüpfung an Ennius. Dieser hatte nach dem Beispiel der griechischen Dichter (z. B. des Hesiod) fingirt, daß er auf dem Musenberg Parnassos gewesen sey und aus der Hippokrene getrunken habe. Auf jenem wollte er einen Traum gehabt haben, worin ihm Homer erschien und ihm die Mittheilung machte, daß seine Seele von ihm (Ennius) Besitz genommen habe, und von diesem Momente an habe er sich als Dichter gefühlt und benommen. Indem Persius Legitimationen dieser Art nicht zu besitzen bekennt, spricht er zugleich in den von ihm gewählten Ausdrücken (prolui, caballino, memini) seine Ansicht von der Werthlosigkeit und Lächerlichkeit derselben aus. Er entschlägt sich dieser Vorbereitungen und tritt ohne Weiteres als Dichter auf den Schauplatz.

V. 4 f. Die Helikonsschwestern, welche auf dem Berge Helikon in Boiotia (s. Pauly's Real-Encykl. III, S. 1098) ein Heiligthum und insofern gleichsam ihre Heimath haben, sind die Musen. Pirene ist eine Quelle auf Akrokorinth, nach der Mythe entstanden aus den Thränen der Peirene um ihren von Artemis aus Unvorsichtigkeit getödteten Sohn Kenchreas. An ihr bändigte Bellerophon das Flügelroß Pegasos. Bekanntlich rief des letztern Hufschlag die begeisternde Musenquelle Hippokrene hervor; Persius aber scheint, veranlaßt durch die Verbindung, in welcher schon im Mythus Pegasos mit Pirene stand, auch dieser eine ähnliche Beziehung auf die Dichtkraft gegeben zu haben. Der Dichter Statius ist ihm (oder der von Persius selbst befolgten Tradition) hierin nachgefolgt, indem er (Thebais IV, 60) die Pirene va-

tum conscius amnis Gorgoneo percussus eqvo nennt. Hiemit scheint auch in Beziehung zu stehen das Epitheton blaß, welches Persius der Pirene in seiner Mittelgedanken gern überspringenden Weise ertheilt. Beim Dichter ist nämlich ein Hauptерforderniß die interessante, angegriffene, blasse Gesichtsfarbe; man muß seinem Gesichte die durchwachten Nächte ansehen. Insofern uns die Pirene hier als Dichterquelle erscheint, woraus man poetische Begeisterung schöpft, trinkt man aus ihr zugleich Blässe, und nach dem Grundsatz, daß man Nichts geben kann, was man nicht selbst hat, hat sie somit Blässe, ist blaß. Eine andere mögliche, aber nur in diesem Zusammenhang gar zu fern liegende Erklärung ist, die Blässe zu beziehen auf das Aussehen der tiefbekümmerten Mutter (Peirene), welche der Quelle Entstehung und Namen gab. Am wenigsten Beifall scheint zu verdienen die von Passow gewählte, von Plum empfohlene Erklärung, wonach blaß sich auf die natürliche Wasserfarbe bezöge. Nehmen wir auch an, daß Persius damit einen Dichter seiner (oder einer frühern, vgl. Ennius) Zeit parodire, so ist damit doch jene Auslegung nicht gerechtfertigt. Denn nicht allzugroße Dürftigkeit ist es, was Persius hier verspottet, sondern im Gegentheil die hyperpoetischen Anläufe, welche man zu nehmen pflege, das Versteigen in die luftigen Regionen der Mythologie, das Auskramen eines buntscheckigen mythologischen Apparates.

Statt des neuestens von O. Jahn aufgenommenen relinqvo hat Hauthal (Beiträge ꝛc. I, S. 77) die Lesart vieler Handschriften remitto acceptirt und dafür angeführt, daß es bezeichnender, der Ausdrucksweise des Persius angemessener sey; leichter habe das ganz ordinäre relinqvo Glosse von remitto werden können, als umgekehrt dieses von jenem; auch würde relinqvo wegen des unmittelbar darauf folgenden qvorum das Ohr verletzen. Aber das Hinkende, Würgende,

das in relinqvo-qvorum, wie vorher in somniasse Parnaso liegt, gehört vielleicht mit zu dem von Persius Beabsichtigten. Auch würde in remitto liegen, daß er es einmal erhalten habe und jetzt nur es zurückschicke, während relinqvo den einzig passenden Gedanken enthält, er wolle diese Absonderlichkeiten seinen Herrn Collegen in ganz ungeschmälertem Besitze lassen, sie gar nicht anrühren.

V. 6 f. Um deren Bild der Epheu rankt. Nach dem Vorgange des Asinius Pollio, der ums Jahr 715 in Rom die erste öffentliche Bibliothek gegründet hatte, wurden auch in Privatbibliotheken die Bildnisse berühmter Schriftsteller aufgestellt. Vgl. Pauly's Realencyklopädie I, S. 1110 f. Dort mochten die Büsten der Dichter überdieß noch einen Epheukranz bekommen, da der Epheu ein Hauptschmuck der Dichter ist (vgl. Pauly's Realencyklopädie III, S. 1091), der ganze Ausdruck bedeutet also offiziell, allgemein anerkannte, gleichsam patentirte Dichter. — Das Epitheton des Originals hederae seqvaces mußten wir verzichten, entsprechend wiederzugeben, so trefflich es dort zum Tone des Ganzen paßt. Es bringt nemlich neckisch eine Anschauung ins Ganze herein, welche wiederum den Ernst desselben paralysirt; es erinnert beim Epheu an die Eigenschaft der Zähigkeit, welche hervortritt sobald man daran zupft (wo das ganze Gewinde nachgibt, seqvitur); die Epheukränze der Dichterstirnen sind also der Gefahr des Zerzupftwerdens ausgesetzt. — Derselbe persiflirende Eindruck ist auch durch die Wahl des Ausdrucks leckt (lambunt) beabsichtigt.

Wie alle Verbindungen, Zünfte, collegia, gentes, haben auch die Dichter ihre Vereinigungspunkte, ihre gemeinsamen sacra, so weit im Uebrigen die Pfade der Einzelnen auseinandergehen (Ovid. Pont. II, 10, 17). Diese gemeinsamen religiösen Feierlichkeiten sind aber hier idealisirt, indem das dazu Beigebrachte, was auf dem Altare des

Gottes niedergelegt wird, in einem Gedichte besteht; an ein bestimmtes Fest ist daher nicht zu denken.

Ein Laie halb; Persius nennt sich selbst einen halben Laien im Dichtermetier, einen nur halb zur Dichterzunft Gehörigen und daher auch nur halb zur Theilnahme an ihren sacris Berechtigten, aus dem Grunde, weil er als Satiriker zu den Dichtern im strengsten Sinne des Wortes weder nach moderner noch nach antiker (vgl. Horaz Sat. I, 4, 39 ff.) Aesthetik gerechnet werden kann. Bescheidenheit kann in der Aeußerung hier unmöglich liegen, da er die Dichter zugleich verhöhnt, also damit den Eintritt in ihren Reigen nicht eben als etwas schlechthin Herrliches, Ehrenvolles darstellt.

V. 8—14. Mit bitterer Wahrheit stellt Persius dem von den Dichtern vorgenommenen Firlefanz die schmähliche Wirklichkeit gegenüber. So wenig ist es irgend etwas Außerordentliches, was den Brunnen der Poesie in ihnen springen macht, daß es vielmehr das Allerordinärste ist, was bei unvernünftigen Thieren dieselbe Wirkung hervorbringt, nämlich der Hunger. Halt' ihnen ein Stück Gold hin, so werden Mann und Weib honigsüße Melodien anstimmen.

Unter den Curiositäten, auf welche die Römer in ihrer Uebersättigung und Langenweile verfielen, waren auch Papageien, Elstern und Raben, welche darauf dressirt waren, Namen und sonstige einzelne Worte auszusprechen, namentlich griechische (weil das die Sprache der höheren Stände war), z. B. χαῖρε, εὖ πράττε, Ζεὺς ἵλεως, was sie Eintretenden, Nießenden u. s. w. zuriefen. Besonders hochgeschätzt waren die Papageien, als selten und exotisch. — Bei der Dressur wurde vorzugsweise das Mittel der Hungerkur angewendet, um die Thiere zu Allem gelehrig zu machen. Dasselbe Mittel ist es, was so viele Menschen zu begeister-

ten Dichtern macht, wenn ihnen auch die Natur die Begabung versagt hat.

Falsch heißt das Gold nach einem bei den Dichtern häufigen Ausdruck von den unsittlichen Wirkungen, welche sein Besitz und sein Nichtbesitz haben kann, und von seiner Unverläßigkeit.

Rabendichter oder Dichterrabe, Dichter, welche in der Bestimmbarkeit durch äußerliche Mittel, vielleicht auch an Lieblichkeit ihrer poetischen Produkte den Raben ähnlich sind.

Elsterdichterinnen besonders passend wegen der Elstern und Weibern gemeinsamen Tugend der unerschöpflichen Geschwätzigkeit. Uebrigens enthält dieser Ausdruck eine Andeutung eines von Juvenal (VI, 434 ff.) ausführlich behandelten Themas: die Blaustrümpfe. Schon damals nämlich gab es Damen, welche Elegien strickten, Dramen nähten und Epen spannen.

Zur ersten Satire.

Diese Satire enthält, wie der Prolog, eine Art Programm; sie handelt nämlich von der Stellung des Dichters zu seiner Zeit, zu ihren politischen, ethischen und ästhetischen Verhältnissen. Persius kann es sich nicht verbergen, daß gerade diejenige Art literarischer Productivität, welche die seinige ist, in seiner Zeit am wenigsten Beifall finden werde; kaum daß man Notiz von ihm nehmen wird (V. 2 f.). Aber durch diese ungünstigen Aussichten läßt er sich nicht entmuthigen; sucht er ja doch seinen Lohn nicht irgend wo anders, als in der eigenen Brust (V. 7 f.); trotz aller äußern Schwierigkeiten (V. 8 f. 11) folgt er der innern Stimme und spricht aus was ihm die Reflexion über die Zustände seiner Zeit

(V. 9 f.) eingibt. Diese macht ihn zum Satiriker, ein Begriff, den er nach seinem Vorbilde Horaz (Sat. I, 1, 24) so ausdrückt (V. 12), als müsse er über die Thorheiten seiner Zeit lachen. Hiebei hat er aber übersehen, daß der Geist und die Eigenthümlichkeit seiner Satiren eine ganz andere ist, als bei Horaz und daher das, was auf den Letzteren vortrefflich paßt, nicht unmittelbar auch für seine Satiren angemessen ist, auf welche vielmehr das V. 11 Gesagte einzig anwendbar ist: er spielt seiner Zeit gegenüber den mürrischen Oheim, der überall etwas zu tadeln hat und in strengem, paränetischem Tone seine Zurechtweisungen ertheilt. Nur dieß stimmt auch zu der Motivirung im V. 9 f. — Wenn Persius troß dem, daß er das klarste Bewußtseyn über die Undankbarkeit seines Berufes hat, nichts desto weniger diesem nachgeht, so thut er es, weil er von der Eitelkeit der Dichterlinge seiner Zeit (V. 13—40) frei ist (V. 45—49). Jenen ist es um jeden Preis um Beifall zu thun; unser Dichter aber legt auf diesen Beifall einen geringen Werth, weil er weiß, was es eigentlich für eine Bewandniß mit ihm hat, welchen Gegenständen man ihm zu ertheilen pflegt (V. 50 f.), aus was für Beweggründen er meistens hervorgeht (V. 51—54) und wie ernsthaft er gewöhnlich gemeint ist (V. 55—62). Ueberhaupt aber ist der Geschmack der Gegenwart ein durchaus verkehrter und verderbter (V. 63—106); daher das ungünstige Urtheil derselben Niemand abschrecken darf. Aber eben so wenig kann diese Wirkung haben die Betrachtung der politischen Verhältnisse (V. 107—114). Denn in demselben Rom haben ja auch Lucilius und Horatius ihre Satiren geschrieben (V. 115—118) und bis auf einen gewissen Grad würde man doch auch wohl ihm dasselbe zugestehen (V. 119 f.). Jedenfalls sey er entschlossen, sich diese Freiheit zu nehmen, welche ihn glücklich mache (V. 120—123). Nur wünsche er sich solche Leser, welche eine gewisse Wahlverwandtschaft

mit ihm besitzen und ihn daher richtig auffassen. Die Beschaffenheit derselben beschreibt er positiv und negativ V. 123—134.

Diese Satire ist am ehesten unter allen des Persius eine eigentliche Satire, da sie wirklich auf die damalige Zeit eingeht und deren Fehler auf demjenigen Gebiete, das unserem Dichter am nächsten lag, das vielleicht sogar das einzige für ihn durchsichtige war, dem Gebiete der Literatur, darlegt und rügt. Vgl. Einleitung §. 7 u. 8. Wenn sie übrigens Jahn (S. LXXXII) ihrer manchfachen Vorzüge wegen für die späteste des Persius hält, so beruht dieses auf der irrigen Voraussetzung als ob bei Persius ein stetiger künstlerischer Fortschritt wahrscheinlich oder gar zu beweisen wäre. In die letzten Jahre desselben aber fällt sie allerdings. Nur gilt das von allen seinen Satiren ohne Ausnahme. Vgl. Einl. S. 25 ff.

Gleich mit dem ersten Verse charakterisirt sich Persius als satirischer Dichter. Er beginnt mit einem Ausruf über die Eitelkeit der Welt, des Treibens der Menschen insbesondere. Dieser Gedanke gehört dem Standpunkte des Satirikers an, der von dem in seinem Geiste lebendigen Ideale aus die Wirklichkeit mangelhaft findet. Aber noch unmittelbarer verräth Persius, indem er diesen Vers gleichsam als Motto vorausschickt, seine Tendenz. Der Vers ist nämlich aus dem ersten Buche der Satiren des Lucilius entnommen, (wo er wohl einen Theil der Rede eines Gottes bildete), wie der Scholiast berichtet, der, wie zur Bestätigung, daß er diesen ersten Vers meine, hinzufügt: et humanae vitae vitia increpans ab admiratione incipit. Indem Persius einen charakteristischen Vers von dort herübernimmt, erklärt er damit sein Werk für gleichartig mit dem des Lucilius, also gleichfalls für satirisch. — Uebrigens kommen ganz ähnliche Gedanken auch bei Lucretius vor, z. B. II, 14: O unselige Menschengemüther! O Blindheit der Herzen!

V. 2 f. Persius führt Jemand ein, der ihm gleichsam über die Schultern sieht und dem, was er schreibt — oder vielmehr erst schreiben will — gleich ein schlimmes Loos prophezeit. O. Jahn's Abtheilung von V. 2 und 3 ist eine ganz unbrauchbare. In Bezug auf die Worte: ein Schimpf und ein Jammer habe ich mir jedoch auch den übrigen Herausgebern gegenüber eine Abweichung erlaubt. Ich lege dieselben nicht dem Interlocutor bei, sondern Persius, theils aus dem allgemeinen Grunde, weil die Oekonomie der beiden Verse sonst durchaus diese ist, daß nur je Ein logisch und grammatisch zusammengehöriger Satz Einem Redenden in den Mund gelegt wird, theils weil ein solcher Seufzer nicht für denjenigen paßt, der V. 2 etwas verächtlich gefragt hatte: wer wird solcherlei lesen? Dagegen desto besser für den bei einem so üblen Prognostikon betheiligten Dichter.

V. 4. Wie in Hellas bei dem ganzen Volke, so erfreuten sich auch in Rom wenigstens unter den (griechisch) Gebildeten die homerischen Gedichte der ausgebreitetsten Popularität; ihre Gestalten wurden stereotypisch, viele Partien daraus sprichwörtlich. So enthält dieser Vers eine Anspielung auf solche homerische (Il. XXII, 100. 105. VI, 442), wo Hektor seine Furcht vor der strengen Kritik der troischen Männer und Frauen und insbesondere des Polydamas ausspricht. So fürchtet auch Persius, die römischen Kritiker möchten über ihn ein ungünstiges Urtheil fällen. Mit einiger Bosheit nennt er gerade die troischen Weiber, zwar nicht etwa, um auf ästhetische Thee's anzuspielen, bei denen man unter andern Neuigkeiten des Tages auch von seinen Gedichten sprechen werde, wohl aber, um anzudeuten, daß die Römer seiner Zeit mit den troischen Männern zu parallelisiren, jenen eine unverdiente Ehre anthun heißen würde. Der Attius Labeo, welcher gleichfalls in dem Verse genannt wird, war, wenn man der Angabe des Scholiasten glauben darf (was

Jahn S. LXXII f. verneint), aus einer von der des Persius wohl nicht sehr entfernten Zeit, der eine geschmacklose lateinische Uebersetzung der homerischen Gedichte geliefert hatte. Gäbe dieß nicht der Scholiast des durch ihn in den Schatten gestellten Persius an, so wüßten wir vollends gar Nichts von ihm; so wenig bindet sich die Geschichte an das Urtheil des „Polydamas und der troischen Weiber"! Dieser Scholiast gibt auch eine Probe von dem Geiste, in welchem Labeo den Homer bearbeitete; er übersetzte nämlich Il. IV, 35: ὠμὸν βεβρώϑοις Πρίαμον Πριάμοιό τε παῖδας (möchtest du roh auffressen des Priamos Kinder, und ihn selbst) Wort um Wort: crudum manduces Priamum Priamiqve pisinnos (Roh wohl bissest du Priamus an und des Priamus Knirpse, wie es W. E. Weber gut wiedergibt), war somit ein Vorläufer der gleich geistreichen Hamilton-Jacotot'schen Methode.

V. 5. Das lärmende Rom. Auf die Urtheile Roms ist schon deßwegen Nichts zu halten, weil es gar nicht die Zeit und Fassung hat, ein gerechtes Urtheil zu fällen; es ist in ewiger Bewegung und Aufregung, in rastlosem Rennen und Jagen, vor welchem es gar nicht zur Besinnung kommen kann.

V. 6 f. hat schon L. Bauer S. 17 richtig erklärt: stimme dem tadelnden Urtheile des Publikums weder bei, noch nimm dir die (vergebliche) Mühe, es zu berichtigen; wenn du dich auch nicht ereiferst über solche Urtheile, dagegen Protest einlegst, mit langen Argumentationen ihre Irrigkeit beweisest, so mußt du sie darum doch nicht für wahr halten; Schweigen heißt ja hier nicht Anerkennen. Wer ist der mit diesem Du Angeredete? Wie es scheint, geht aus den Worten: noch such' dich wo anders, als in dir selbst, hervor, daß es der Redende, der Dichter selbst ist. Dieser würde vergessen, daß sein Ich in seinem Innern ist, würde seine Selbstgenügsamkeit, Unabhängigkeit opfern, falls

er sich durch das ungünstige Urtheil der Leute kränken ließe. An einen andern Redenden, als den Dichter selbst, zu denken verbietet das Folgende. Der Dichter würde somit hier ein Selbstgespräch führen. Dieses stimmt aber hinwiederum nicht zu der Einkleidung des Bisherigen, worin er vielmehr mit einem Andern ein Gespräch geführt hatte. Wollte man versuchen die Form des Dialogs fortzusetzen, so müßte man die Worte Könnte — vorziehn, dem Dichter in den Mund legen, das Folgende aber (von nugae an, das dann zu übersetzen; Pah! Wie kannst du nur einen Augenblick dieß fürchten?) bis: so Viele ja gibt es in Rom, seinem Zwischenredner, worauf dann, freilich in etwas auffallender Weise, Persius ihm in die Rede fiele (mit ac) und einen weiteren Grund anführte, warum er sich über das Urtheil Roms hinwegsetze und getrost Satiren schreibe. Die Lösung s. Einleit. S. 35. 45.

Suche dich nicht u. s. w., eine der stoischen Selbstgenügsamkeit eigenthümliche Ermahnung; derselbe Satz kehrt bei allen dieser Philosophie zugewandten Schriftstellern in unzähligen Wendungen wieder.

V. 8. So Viele ja gibt es in Rom. Zu Rom gibt es so viele und so vielerlei Menschen, daß man, wenn man es ihnen allen recht machen wollte, gar nicht zu sich selbst käme. Nach und — ist der Gedanke unterdrückt: was für Menschen! Diesen hat er nach den entschuldigenden Einleitungsworten (wofern denn reden ich muß u. s. w.), wirklich auch ausgesprochen: wenn unsre Verwelktheit ich ansehe u. s. w. So daß also der Sinn des Ganzen wäre: Rom ist so groß, der Menschen darin so ungeheuer Viele und ihre sittliche Beschaffenheit eine so durch und durch verdorbene, daß man einerseits auf das Urtheil dieses Haufens unmöglich etwas halten kann, andererseits die stärkste Versuchung in sich fühlen muß, ihnen gegenüber den streng verweisenden Oheim, den Sittenrichter zu spielen, als Satiriker aufzutreten, also ge-

rade das zu thun, was durch ihr Urtheil verdammt wird. — Neuestens hat K. Fr. Hermann lectiones Persianae II, 10 sich wieder für die Ansicht von Casaubonus und Plum ausgesprochen, wonach (unter Voraussetzung der Lesart nam Romae qvis non —?) das hier Verschwiegene das V. 121 wirklich Gesagte wäre, nämlich — asini auriculas habet? Aber hiegegen hat schon L. Bauer S. 17 richtig bemerkt, daß ja V. 121 ursprünglich Mida rex gelesen worden sey und nicht qvis non, wonach also dieser Gedanke von Anfang an gegen einen Einzelnen gerichtet war. Auch liegt das asini u. s. w. zu wenig nahe, als daß der Dichter einem Leser hätte zumuthen können, gerade dieses beizudenken. Dasselbe trifft auch Auslegungen wie König's: qvis non, sc. perverse iudicat. Gerade das Wesentlichste kann man nicht nur so weglassen. O. Jahn macht es sich mit der Stelle allzu leicht.

L. Bauer S. 18 will nach sed fas ein Punkt setzen und das dann folgende tunc einzig auf tunc, tunc ignoscite beziehen. Dann entstände aber um das Letztere herum eine unverhältnißmäßige Anhäufung des Nachdrucks und zu der Anakoluthie bei ac käme unmittelbar darauf noch eine zweite bei si, es wäre also hier einc unstatthafte Anhäufung von Unregelmäßigkeit. Auch wäre nicht einzusehen, warum der Dichter einen Augenblick in Zweifel ziehe, ob es fas sey, wenn er darauf Nichts als die einfache Versicherung, daß es so sey, beizubringen wüßte. Daher bin ich bei der gewöhnlichen Erklärung geblieben.

V. 10. Nach den Nüssen wie: nach den Kinderschuhen, also: sobald wir erwachsen sind. Die Nüsse wurden nämlich von den Kindern vielfach zum Spielen verwendet, die verschiedenen Arten dabei erwähnt die Nux (der Nußbaum) betitelte und in ovidischem Geiste gehaltene Elegie (W. E. Weber, Corp. poet. lat. S. 1393 f.) V. 73—86.

V. 11. Die Oheime waren bei den Alten wegen ihrer Strenge

sprichwörtlich, sie haben bei den Neffen das Interesse für ihr Wohl und für die Ehre des Hauses, ohne die entschuldigende, nachsichtige Liebe der Eltern. Daher traten sie in der Komödie vielfach in diesem Charakter auf und — durch diese Vermittlung oder ohne sie — auch in der übrigen Literatur. — Grammatisch bezieht sich sapimus allerdings noch auf dasselbe Subjekt wie facimus, nostrum, nämlich die Zeitgenossen überhaupt. Ginge es ausschließlich auf Persius, der aber eben vorher im Singularis von sich gesprochen hat (adspexi), so müßte es patruum heißen. Aber der Uebersetzer erlaubte sich hier eine kleine Nachbesserung da sich cum sapimus patruos dem Sinne nach an das Vorhergehende nicht recht anschließen will (als ob diese Altklugheit das Allgemeinste, Einzige oder Aergste und Gefährlichste wäre, was gleich nach den Kinderjahren einzutreten pflegt!); er hat daher aus der communicativen Redeweise ein einzelnes Subjekt, den Dichter, herausgeschält, für welchen der Ausdruck besonders bezeichnend ist.

V. 15 ff. Als den Römern die früheren Wege, zu Ruhm zu gelangen, versperrt waren und auch ihre eigene Verweichlichung sie den anstrengenderen Arten der Thätigkeit entfremdet hatte, warfen sie sich auf das bequemere Feld der literarischen Productivität, und da damals die gewöhnlichen Mittel der Circulation noch unbehilflich waren und es daher auch mit dem Bekannt- und Berühmt-Werden nicht rasch genug vorwärts ging, so kam man schon in den ersten Zeiten des August auf den Gedanken, der Sache dadurch Füße zu machen, daß man die Früchte seines Geistes brühwarm einer Versammlung von Bekannten, Neugierigen und Müssiggängern vorlas. Die Einrichtung erhielt schnell allgemeinen Beifall und wurde auf's Tollste betrieben, wie unter andern aus unserer Stelle zu ersehen ist. Es wurde allmälig ein stehender Artikel der Tagesordnung, solche Recitationen zu halten und zu besuchen.

Der Vorlesende nahm es übel wenn ein Bekannter wegblieb, und das Beifallklatschen war etwas ebenso Conventionelles. Man schloß gleichsam Gegenseitigkeitsverträge, etwa wie heutzutage da und dort beim Gevatterbitten.

Der, welcher ein Gedicht zum Besten zu geben beabsichtigt, wirft sich in seine Festkleider, um die hohe Wichtigkeit des Tages und der Feier anzudeuten.

Der Geburtstag wurde schon von den Alten als ein Festtag betrachtet, an welchem dem Schutzgott des Individuums, seinem Genius, blutlose Opfer dargebracht wurden. Vgl. C. F. Schubert, de ritibus Romanorum celebrandi dies natales, Helmstädt 1750. C. F. C. Wagner, de genio Romanorum eumqve die natali colendi ratione, Marburg 1821. 4. F. G. Schön, de veterum solennibus natalibus, Halberstadt 1832. 4. Tiefere Gemüther ließen es auch nicht an einer Art religiöser Betrachtung dieses Tages fehlen, wie z. B. Horaz (Ep. II, 2, 210) fragt: zählest du dankbar jeden Geburtstag?

Im Original ist die Construktion: scilicet haec legens-videas. Mit hic (V. 19) ist die ganze vorhergehende Schilderung kurz zusammengefaßt. Unbegreiflich ist wie K. F. Hermann lect. Pers. II, 12 legens auf pulmo beziehen kann; dann müßte ja noch viel mehr das vorhergehende pexus (gekämmt) und albus (in weißer, frischglänzender Toga) auf pulmo bezogen werden, was doch wohl Niemanden einfallen wird.

V. 18 ff. Der Inhalt der vorgelesenen Gedichte, wie die Art des Vortrags ist darauf berechnet, die Lüsternheit der Zuhörer rege zu machen, eine Absicht, welche auch bei den für solche Eindrücke besonders empfänglichen Römern dieser Zeit auf's Vollständigste erreicht wird.

V. 22 f. Noch widerlicher ist ein solches Benehmen, wenn es nicht

aus überfluthender sinnlicher Kraft hervorgeht, sondern aus einem entnervten abgelebten Munde kommt und die Absicht dabei ist, nur möglichst großen Beifall sich zu erwerben, so großen, betäubenden, daß es dem Vorlesenden am Ende selbst zu viel wird und er um Mäßigung bitten muß.

V. 24 ff. Einwendung: das Dichten selbst schließt das überwältigende, fortreißende Verlangen, gehört und gelesen zu werden, in sich; es hat einen Trieb der Mittheilung in sich, es will praktisch werden. Hierin erkennt nun Persius die Quelle des ganzen Fehlers: das Dichten habe vielmehr seinen Zweck in sich selbst, habe selbstständigen Werth. Die Einwendung wie die Erwiderung darauf ist einseitig gehalten. Der Trieb nach außen, nach Anerkennung ist zwar an sich ein natürlicher, berechtigter; aber nicht in dieser Ausartung und nicht für Alles und Jedes. In ähnlicher Weise beschränkt Persius selbst nachher (V. 45 ff.) seine erste schroffe Behauptung. — Der wilde Feigbaum wächst gern aus Mauerklüften hervor und bricht sich Bahn durch sie hindurch.

V. 28 ff. Nähere concretere Motive für die Dichterlinge. Sie möchten gern berühmte Männer werden, die nicht auf der Straße erscheinen können ohne von Schaaren Neugieriger umringt zu werden, welche den großen Mann sehen möchten, und ohne daß die Leute mit dem Finger auf ihn deuten und einander zuflüstern: Sieh, der ist's! das ist der Wundermann, das ist der jöttliche X! Weiter möchten sie in die Schulen einen Weg finden, den Schulknaben diktirt werden, um von diesen auswendig gelernt, commentirt, paraphrasirt u. s. w. zu werden und auf diese Weise, gestützt auf den Prügelstock des Lehrers, zum Tempel der Unsterblichkeit einzugehen.

V. 30 ff. Diesen übertriebenen Vorstellungen von der Hochachtung, deren sich die Poesie in Rom zu erfreuen habe, der Ehre und dem

Glanze, welcher dem Dichter winke, sucht Persius dadurch herabzustimmen, daß er auf das Einzelne eingeht und nachweist, wie wenig eigentliches Interesse für Poesie sich in Rom finde, wenn man die Sache beim Lichte besehe. Wenn man nach Tische, mit vollgepfropftem Magen, zur Beförderung der Verdauung sich Gedichte vorlesen läßt, so heißt das noch nicht: Sinn für Dichtkunst haben, und auf den Beifall von Leuten, welche so wenig Urtheil und Geschmack zeigen, wie die Römer, darf man sich nicht eben viel zu Gute thun.

Der seine neuesten Produkte vorlesende Dichterling charakterisirt sich schon durch die Art und Farbe seiner Kleidung als einen Weichling. Dieselbe Eigenthümlichkeit tritt auch in dem Inhalte des Vorgetragenen hervor. Es betrifft einen Gegenstand aus der Mythologie und zwar einen solchen, der etwas tragisch aussieht, bei dem es etwas zu jammern und zu weinen gibt. Von der Art ist der Mythus von Phyllis. Diese, die Tochter eines thrakischen Königs, hatte den athenischen Königssohn Demophon kennen gelernt, als er, von Ilion zurückkehrend, durch ihr Vaterland kam. Sie schwuren sich Liebe und Demophon gelobte, an einem bestimmten Tage von seiner Heimath zu ihr zurückzukehren und sich mit ihr zu vermählen. Der Tag verstrich, aber Demophon erschien nicht. Ein eingetretenes Ereigniß hatte es ihm unmöglich gemacht, zur rechten Zeit einzutreffen. Phyllis aber meinte, der Geliebte sey ihr untreu geworden und erhenkte sich, aber die Götter verwandelten sie in einen Mandelbaum und diesen traf Demophon als er endlich ankam. Wie er ihn zärtlich umarmte, so trieb er Blätter. Eine nicht minder elegische Haltung hat die Mythe von Hypsipyle. Als die Lemnierinnen alle Männer der Insel tödteten, rettete sie allein ihrem Vater Thoas das Leben. Es wurde entdeckt und die Lemnierinnen wollten nun sie selbst tödten; sie entfloh aber, wurde indessen von Räubern ergriffen und

nach Thebä verkauft. Freilich was jenen allgemeinen Männermord veranlaßte, war nicht sonderlich tragisch. Es geschah nämlich deßwegen, weil die Lemnier, nicht appetitlich gestimmt durch den üblen Geruch, womit Aphrodite ihre Weiber gestraft hatte, diese verließen und sich Sklavinnen aus Thrakien holten. Dieses Motiv muß die sentimentale Behandlung des Stoffes etwas erschwert haben. — Endlich zeigt sich die Weichlichkeit auch noch in der Weise des Vortrags, in dem Süßlichen, Seufzenden, Larmoyanten desselben. Indem der Vorlesende die einzelnen Worte mit rechtem Gefühl aussprechen will und einen Theil davon blos haucht, macht er den Eindruck, als ob er ihnen ein Bein unterschlüge, die Worte nicht auf die Beine gerathen ließe. Treffend ist auch das andere Bild, das Persius braucht, in der Uebersetzung aber nicht untergebracht werden konnte, wofern man nicht unverständlich werden wollte: er seiht die Worte (eliqvat), preßt die Lippen zu einem Seiher zusammen, durch den er nur langsam und vereinzelt die Worte tröpfeln läßt. Vgl. Einl. S. 41 f.

V. 40 ff. Mit einer neuen Wendung kehrt im Wesentlichen derselbe Gedanke wie V. 28 ff. wieder, daß nämlich der Ruhm, wie er durch poetische Produktionen erzielt werde, etwas Werthvolles, Lockendes sey. Obwohl dieser Gedanke in V. 30—40 bereits widerlegt oder limitirt ist, nimmt Persius doch einen wiederholten Anlauf zu seiner Widerlegung, indem er bemerkt, man könne sich etwa resultirenden Ruhm allerdings wohl gefallen lassen, nur solle man nicht den Hauptwerth darauf legen, ihn nicht als das höchste und einzige Ziel alles Strebens betrachten. Vor einer solchen Ueberschätzung des Beifalls bewahre ein Blick auf die Ausdehnung, in welcher er ertheilt zu werden pflege und in seine geheimen Motive. Offenbar ist die Anlage hier mangelhaft, indem der Dichter nicht vermocht hat, die verschiedenen Gesichtspunkte

in eine wohlzusammenhängende Reihenfolge zu bringen, sondern bei jedem wieder von vornen angefangen hat.

Ohne Besorgniß vor Fischen und Pfeffer (im Texte tus, Weihrauch), ohne fürchten zu müssen, vom Krämer zu Düten verwendet zu werden.

Ueber Attius Labeo und seine Ilias vgl. zu V. 4.*) Sie heißt hier trunken von Nießwurz. Dieser dient dazu, die getrübte Klarheit und Nüchternheit des Geistes herzustellen und gedeiht in besonderem Grade auf dem zugleich als Dichterberg bekannten Helikon. Auch Attius war demnach auf dem Musenberg, aber er hat sich vergriffen, er hat sich statt in der Quelle der Musen vielmehr in Nießwurz trunken gemacht, d. h. nach der Vorstellung der Alten, in den Zustand des Dichters versetzt. Der Sinn des Ausdrucks ist also, kahl ausgedrückt, daß diese Uebersetzung der Ilias an übermäßiger Nüchternheit, Unpoesie leide. Sie ist das Erste, was beim Schütteln der weiten, Alles ohne Unterschied in sich aufnehmenden Taschen der Beifallsbezeugungen herausfällt. Folgen dann die Verse, welche Reiche, zahnstochernd, behaglich auf ein Sopha aus kostbarem Citrusholz (das aus Mauretanien bezogen wurde und wohlriechend ist, vgl. Pauly's Real-Encyklopädie II, S. 389), einem Sklaven in die Feder diktirt haben. Freilich hat man hier zum Beifall guten Grund: der Dichterling ist reich und läßt von seinem Reichthum hie und da einen Brocken

---

*) L. Bauer macht hiezu S. 18 die gelehrte Anmerkung: „Gyraldus, der wahrscheinlich einem Scholiasten folgte, nennt als Verfasser jener geschmacklosen Uebersetzung der Ilias ‚Labeonem Actium‘ und fügt noch bei, ‚si Cornuto, vel ut qvidam volunt, Probo in Persii commentariis fidem praestemus‘“. Was sich wohl Hr. Bauer unter diesem Cornutus oder Probus in comment. P. gedacht haben mag?

für den hungrigen, erfrorenen Clienten abfallen. Dadurch ist nun natürlich die Unbefangenheit der Beifallsbezeugungen und in Folge dessen ihr Werth an sich sehr gefährdet. Würde ein Unabhängiger, Unbestochener über die fraglichen Dichterprodukte urtheilen, so müßte er sagen, der Mann solle nur die Musen ungeschoren lassen; seine Körperbeschaffenheit und die von den Alten in unmittelbare Verbindung damit gebrachte geistige Eigenthümlichkeit (man verband mit einem dicken Bauche die Vorstellung geistiger Indolenz) qualificire ihn nicht zum Dichter. Das ist das Urtheil auch der Bestochenen, nur sprechen sie es nicht durch Worte aus, sondern nur durch Gebärden, welche sie im Rücken des einen Moment zuvor Gelobhudelten machen, womit sie einerseits ihrem Herzen Luft machen und andererseits doch Nichts riskiren, da ihre Gönner nun einmal nicht auch hinten Augen haben wie Gott Janus mit seinem Doppelgesichte und somit hier dem Muthwillen und der Verhöhnung ganz preisgegeben sind. — Apulien ist ein wasserarmes und heißes Land (s. Pauly's Real-Encyklopädie I, 649), daher hier eine apulische Hündinn für ein besonders durstiges Thier genannt wird.

V. 63 ff. Es ist nicht zu verwundern, daß die poetische Produktion und die ästhetische Kritik in dieser Weise betrieben wird, wenn man bedenkt, wie allgemein die Leichtfertigkeit und Geschmacklosigkeit auf diesem Gebiete ist. So läßt sich der Zusammenhang des Folgenden mit dem Vorhergehenden herstellen, unser Dichter selbst aber reiht das eine an das andere ohne weitere Verknüpfung, wie es seine Gewohnheit ist.

Fahren nun glatt (d. h. ohne die Fuge zu fühlen) über die Fugen dahin, ein von dem Thun des plastischen Künstlers entnommener Ausdruck.

Sogar wenn's gegen u. s. w. Sogar bei einem Gegenstande, der mit dem gewöhnlichen Leben in Berührung steht, weiß ein solcher

Dichter pathetische Phrasen, gelehrten mythologischen Apparat, kunstreiche Bilder u. s. w. anzubringen. Aus Mißverständniß des opus est erklärt K. Fr. Hermann lect. Pers. II, 18, Anm. 28: selbst in einer Zeit, wo es Noth thäte, gegen die Verdorbenheit der Sitten zu polemisiren, wählen die Dichter Stoffe, welche mit der Gegenwart in keinerlei Verhältniß stehen. Um dieses herauszubringen, muß aber Hermann dem Leser zumuthen, im Vordersatze sich Persius, im Nachsatze dagegen das Volk redend zu denken.

Auf einmal sehn wir Heroengelüste u. s. w. Das Durcheinanderwerfen aller Kunst- und Stil-Gattungen ist der Mittelgedanke, welcher das Folgende mit dem Bisherigen verknüpft. Weil die Dichter z. B. den Stil der Satire nicht rein zu erhalten im Stande sind, sondern auch hieher ihren Bombast mitbringen, so ist es ihnen freilich ein Kleines, von einem Kunstzweig zum andern überzuspringen. Daher die Erscheinung, daß ein Mensch, der bis gestern nur leichte Gattungen der Poesie cultivirte, also namentlich anakreontische Stückchen verfertigte, heute mit einemmale, ohne alle Vorbereitungen und Vorkenntnisse, aus dem Stegreife Heroengelüste in sich fühlt, d. h. sich zu einem Epos entschließt. (Nugari graece versteht Hermann a. a. O. S. 19 von den Stilübungen in den Rhetorenschulen, was aber weder zu dem Ausdruck solitos paßt, der auf blose vorübergehende Vorübungen sich nicht gern beziehen läßt, noch zu nec ponere lucum artifices, da sie in jenen Schulen doch vor Allem solche Künste gelernt hätten.) Unter den unumgänglichen Vorarbeiten führt Persius auf z. B. die Beschreibung eines Waldes. Wer mit diesen einfachen Dingen und Zuständen nicht zurecht kommen kann, wie viel weniger ist der befähigt, ein großes, complicirtes, vielumfassendes Ganzes auszuarbeiten. — Das Interesse für die epische Poesie hatte in jener Zeit gerade einen großartigen Anstoß erhalten

durch Nero, der an einem schönen Morgen auf den Einfall kam, die gesammte bisherige römische Geschichte in einem großen Epos zu besingen. Es wurde eine Commission von Sachverständigen zusammenberufen, welche vor Allem die Frage zu erwägen hatte, in wie viele Bücher das Ganze getheilt werden solle, wo dann Einer meinte, unter 400 dürfe es nicht wohl betragen. Natürlich verpuffte der Gedanke so schnell als er entstanden war; doch mag er damals Manchen ein Anlaß geworden seyn, sich einem Gegenstande zuzuwenden, dem man „in den allerhöchsten Kreisen“ Interesse zu widmen schien. Auch mag jenes Beispiel zu einem Beweise dienen, wie edle Ahnen manche Gründer literarischer Unternehmungen unserer Tage haben, welche sich zu Allem gleich befähigt glauben (worin sie Recht haben mögen) und zu allererst die Frage nach der Numern- und Bändezahl (und dem Honorar) zu erledigen bemüht sind, in der festen Zuversicht, daß sich das Uebrige dann von selbst ergeben werde.

V. 71 ff. Allmälig und ohne daß wir, die wir die Anspielungen nicht alle verstehen können, die Grenzscheide zwischen Ernst und Spott zu gewahren vermöchten, zieht sich Persius auf das Gebiet der Parodie, bis es am Schlusse in dem Ausrufe: Bravo, Dichter! (V. 75) klar zu Tage tritt. — Die Palilien sind das zu Ehren der römischen Hirtengottheit Pales gefeierte Fest. Es fiel auf den 21. April und heißt in unserer Stelle rauchig vom Heue, weil man dabei Haufen von Heu anzündete, über die dann (zu ihrer Reinigung) Hirten und Vieh sprangen. — Den L. Quinctius Cincinnatus trafen die Lictoren beim Pfluge, als sie ihm die Nachricht brachten, daß der Senat ihn zum Dictator ernannt habe. Damit war die Ueberbringung der dieser Würde zukommenden Insignien (s. Pauly's Real-Encyklopädie II, S. 1005) verbunden. Mit diesen bekleidete ihn, nach Weiberart erschrocken, daß

man ihren Mann in dieser Situation betroffen, und zugleich erfreut über die neue große Ehre, hastig seine Gattinn Racilia. — K. Fr. Hermann a. a. O. II; 19 liest: qvem-dictaturam. Die sprachliche Möglichkeit dieser Lesart vorausgesetzt, hat die entgegenstehende cum die Autorität des Scholiasten für sich, an welchen sich jener Gelehrte sonst anschließt; daher wir, bei der sonstigen Gleichheit der Beglaubigung beider Lesarten, cum vorzuziehen geneigter wären. Dagegen dictaturam halten wir gegen O. Jahn fest, theils aus den von Hermann angegebenen diplomatischen Gründen, theils des Sinnes wegen. Nicht zwar, als ob Quinctius nicht Dictator genannt werden könnte, ehe von seiner Bekleidung mit dieser Würde die Rede gewesen wäre — er war ja ideell Dictator schon von dem Augenblicke an, wo ihn der Senat ernannte —; aber erstens ist induit bei der Lesart dictatorem zu kahl und unbedeutend (denn uxor dictatorem induit könnte höchstens heißen: ipsa vestem dictatoriam induit, keinesfalls aber, wie O. Jahn meint, marito vestem dictatoriam induit; selbst bei der Lesart cui induit wäre die Möglichkeit dieser Erklärung noch zweifelhaft). Sie zieht ihn an, d. h. sie wirft ihm die Toga über; kann man dieses aber nur so durch induit ausdrücken? Und wenn, was hat es für einen Zweck? Dictatorem beweist, daß die Lictoren schon anwesend sind und ihren Auftrag schon ausgerichtet haben; dann war es aber zu spät, ihm erst die Toga anzuziehen (vgl. die Erzählung des Livius III, 26). Sodann bildet nur bei dictaturam der Ausdruck ante boves einen vollen Gegensatz und tritt in sein rechtes Licht: gleichsam im Angesicht seiner ehemaligen Beschäftigung wird er mit der neuen Würde bekleidet. Endlich macht V. 75 (et tua aratra domum lictor tulit) sehr wünschenswerth, daß im Vorhergehenden der Grund angegeben sey, aus welchem es jetzt für ihn unanständig und unmöglich gewesen wäre, den Pflug selbst heim-

zutreiben, wie er ihn hergetrieben hatte, und dieß ist der Fall, wenn dictaturam gelesen wird. Nur sollte man freilich meinen, das Anlegen der trabea wäre (trotzdem daß der diesen Gebräuchen der Zeit nach fern stehende Sidonius Apollinaris das Gegentheil sagt), eher die Sache der Lictoren gewesen (in Ermanglung eines andern apparitor), und Persius hätte den in der Erzählung des Livius so bedeutend hervortretenden Zug, daß die Lictoren den Q. in der blosen tunica antrafen, und erst sein Weib ihn mit der toga bekleidete (worauf dann bei Livius wenigstens die Lictoren erst ihren Auftrag ausrichteten), nicht so ganz übergangen, wie es bei der Lesart dictaturam der Fall seyn würde, für welche übrigens auch so noch die Mehrzahl der Gründe zu sprechen scheint.

V. 75 ff. Wie im Vorhergehenden als Beweis des verdorbenen Geschmackes der Zeit angeführt war, daß man auf die Geleckheit der Form allein sehe, so jetzt die Vorliebe Anderer für das Alterthümliche, für Attius und Pacuvius. Der Letztere ist der Aeltere von beiden. Er wurde ums J. 534 d. St. zu Brundisium von einer Schwester des Ennius geboren; zu Rom, wo er namentlich mit Lälius in freundschaftlichen Beziehungen stand, beschäftigte er sich neben der Dichtkunst auch noch mit Malerei. Er starb in hohem Alter vielleicht zu Tarent, wohin er sich des milderen Klima's wegen begeben hatte. Was seine poetischen Leistungen betrifft, welche vorzugsweise dem Gebiete der dramatischen Poesie angehören, so zeichneten sie sich vor den seiner Zeitgenossen durch verhältnißmäßige Sorgfalt und Korrektheit aus, aber wenn man sie mit den Griechen verglich, so waren alle zusammen gleich ungehobelt und geschmacklos, daher ein Mann von so gebildetem Urtheil und so feinem Formensinn wie Horaz und alle ihm Aehnlichen wenig Unterschied unter den Einzelnen zu machen pflegten. Wäge man ihn und

Attius gegeneinander ab, so falle jenem das Epitheton doctus zu, diesem das des altus, sagt Horaz. Attius war also wohl der Pathetischere. Dieser (der von dem zu V. 4 erwähnten Attius Labeo wohl zu unterscheiden ist) war geboren ums J. 583, von niedriger Herkunft (seine Eltern waren Freigelassene), wie fast alle römischen Dichter. Er stand zu Rom mit D. Brutus in Verbindung, und erreichte, wie Pacuvius, mit dem er in dessen letzten Jahren konkurrirte, ein hohes Alter. So viel sich aus den Angaben der Alten, aus den Titeln und Fragmenten seiner Stücke schließen läßt, tritt bei ihm das specifisch Römische mehr in den Vordergrund, als bei Pacuvius, und zwar nicht blos nach der Seite der Fehler, in der Formlosigkeit, Ungeschlachtheit, sondern auch in der Kraft der Gesinnung und dem Interesse für vaterländische Stoffe. Wenn man ihm gegenüber den Pacuvius als den doctus prädicirte, so konnte sich das nur auf das in seinen Dramen Angebrachte beziehen; denn sonst hat auch Attius Proben von reichem Wissen gegeben, indem er z. B. zum Gegenstande eines Gedichts von mehreren Büchern die Geschichte der Poesie bei den Griechen und Römern gemacht hat. Nur hat er darin unter Anderem den Beweis zu führen gesucht, daß Hesiod älter seyn müsse als Homer. — Persius nennt ihn den „bacchischen" und seine Stücke „adrig," um damit die Ueberschwenglichkeit, Ueberladenheit, die übersprudelnde Kraftfülle, wohl auch die Derbheit des Dichters und seiner Produkte zu bezeichnen. Von Pacuvius erwähnt unser Satiriker sein Stück Antiope und nennt es warzenreich, ohne Zweifel damit die Auswüchse andeutend, welche des Dichters Sucht nach Gelehrsamkeit herbeigeführt hatte, oder im Allgemeinen, daß es reich sey an nutzlosen und unschönen Stellen. Persius veranschaulicht seine Manier und Ausdrucksweise durch den Beisatz aerumnis cor luctificabile fulta, was mit einer weitläufigen, volltönenden und unge-

wöhnlichen Wendung im Ganzen nur wenig besagt. Daß aber Dichter dieser Art in der Zeit des Persius, wo die einheimische Literatur bereits Gebildetes besaß, noch Verehrer besaßen, betrachtet Persius mit ganz anderem Rechte als einen Beweis von Verkehrtheit und Verdorbenheit des Geschmacks, als wenn man dieses heutzutage von einem Bewunderer Wolfram's von Eschenbach oder Fischarts u. dgl. sagen wollte; denn abgesehen davon, daß diese weit mehr Originalität und Geist besitzen, als ein Pacuvius und Attius, handelt es sich darum, ob man durch die Verehrung des Alterthümlichen sich zur Ungerechtigkeit gegen das wenn auch bessere Neue sich verleiten lasse, ein Verfahren, das man heutzutage sogar unter den Philologen den Meisten mit Unrecht vorwerfen würde.

V. 79 ff. Die Verschrobenheit des Geschmackes pflanzt sich durch das Vehikel der Erziehung auch auf das junge Geschlecht fort, und ist auf das öffentliche Leben, sogar auf die Sittlichkeit von nachtheiligem Einfluß.

Auf den Bänken im Vorlesungssaale.

Unserem Satiriker hat in Bezug auf die Nennung von Namen, Zeit und Charakter (s. Einl. S. 35 f.) als Gesetz auferlegt, entweder sie ganz zu vermeiden oder nur der Vergangenheit Angehörige zu nennen, oder von Zeitgenossen nur niedrig Stehende, Ungefährliche. In eine dieser beiden Kategorien muß daher auch Pedius fallen. In erster Beziehung liegt es bei dem Nachahmer des Horaz nahe, an den Hor. Sat. I, 10, 28 als Sachwalter erwähnten Pedius zu denken, um so mehr, als dort der Zusammenhang ein sehr ähnlicher ist. Es ist nämlich auch dort von der Vertheidigung eines des Diebstahls Bezüchtigten die Rede, und auch dort gesagt, wie in einer solchen Stellung nur Nüchternheit der Form am Platze sey, keine Gelehrsamkeit angebracht werden dürfe. Nur aber ist

bei Horaz Pedius nicht der selbst Angeklagte, sondern blos der Vertheidiger eines Angeklagten, andererseits wissen wir aus der Zeit des Persius wirklich von einem des Diebstahls beschuldigten Pedius, nämlich von Pedius Bläsus, der unter Nero von den Korkyräern wegen Erpressungen angeklagt, für schuldig befunden und aus dem Senat gestoßen wurde. Dieß geschah im J. 813 d. St., also zwei Jahre vor Persius Tod, fällt somit, bei der Kürze des Lebens unseres Dichters, fast nothwendig in die Zeit, wo dieser seine Satiren schrieb. Wenn Nero trotz dem, daß Pedius so ganz nach seinem Geschmacke sprach, nichts desto weniger ihn verurtheilen ließ, so mußte er ihn besonders heftig hassen, wofern nicht gerade der Beifall, den der Redner erntete, ihn eifersüchtig machte. Jedenfalls aber war hienach Pedius einer von denen, welche nicht zu fürchten waren und deren tadelnde Erwähnung keine schlimmen Folgen nach sich zog, war also ein für den Satiriker brauchbares konkretes Beispiel von allgemeinen Fehlern. Es wird wohl noch lange anstehen, bis eine ächt historische Betrachtungs- und Beurtheilungsweise so weit verbreitet ist, daß man dergleichen Dinge sagen kann, ohne vor moralischen Reflexionen, beziehungsweise Deklamationen, die Ohren zuhalten zu müssen. Hätten die Satiriker anders gehandelt, was wäre die Folge gewesen? Am andern Tage wäre ihre Schrift vollständig vernichtet, sie selbst und vielleicht auch alle Leser ihrer Gedichte grausam hingerichtet worden, und Götter und Menschen hätten sie als Narren verlacht. Hier war Klugheit — Muth, Zurückhaltung — Pflicht, Freimüthigkeit aber — Verrücktheit. Möchten die Moralisten lieber in der Gegenwart ihren Rednerschemel aufpflanzen, statt in der wehrlosen Vergangenheit, möchten sie ausrechnen, wie sich ein Nero zu einem Fürsten unserer Zeit, die damaligen äußeren Gefahren zu den jetzigen,

der damalige Freimuth zu dem heutigen verhalten, und nicht blos ausrechnen und nicht blos moralisiren, sondern auch danach thun!

Dieß hübsch? u. s. w. Auf ein solches Benehmen paßt die Benennung hübsch so wenig, als auf Romulus das Prädikat Schwänzler, auf ihn den Alterthümlichen, Einfachen, Keuschen die Erfindung neuer und ausländischer Widernatürlichkeit. Nicht nur aber nicht hübsch ist dergleichen, sondern auch ganz zweckwidrig und thöricht. Wenn Jemand, der durch das Herumtragen einer Abbildung seines Schiffbruchs Almosen erwerben will, dazu ein spielendes, lustiges Lied singt, so wird Niemand das, was er selbst nicht ernsthaft behandelt, ernst nehmen, Niemand daher seiner Bitte entsprechen, und er bringt sich daher durch seine Frivolität selbst um alle Wirkung.

V. 92 ff. Mit einer gewissen Unbehilflichkeit kehrt die Erörterung auf einen Punkt zurück, auf welchem sie schon einmal (V. 64) stand, zum (ironischen) Lobe des Rhythmus und der kunstreichen Fügung. Dießmal wird die Geschmacklosigkeit der spielenden Freude an der blosen Form durch Beispiele nachgewiesen. Wem gehören diese Beispiele an? Wen treffen sie? Hierauf antworten, den Scholiasten nachsprechend, die älteren Ausleger und einige Nachzügler aus der neueren und neuesten Zeit mit Bestimmtheit: Nero. Diese Auffassung kann hervorgegangen seyn aus der verkehrten Ansicht, als ob Persius, weil er unter Nero gelebt hat, und weil man von einem Verse desselben in seiner ursprünglichen Gestalt (V. 121) wußte, daß er auf Nero deutbar sey, darum überall nach Nero gehauen und gestochen habe. Was aber in dieser Hinsicht unsere Stelle betrifft, so unterschreibe ich aus voller Ueberzeugung W. E. Weber's Worte, der die Beziehung auf Nero „eine Narrheit" nennt (S. 203) und hinzufügt: „Gerade in der Schwachheit, Verse zu machen, den Tyrannen anzugreifen, der tausend viel schlimmere Seiten hatte,

wäre für ein großes und ernstes Geistesziel, wie es Persius sich steckt, eine kindische Lüsternheit gewesen. Das sind noch leidliche Tyrannen, an denen Nichts schlecht ist, als ihre Verse!" Und S. 205: „Persius konnte unmöglich seiner würdig finden, in den Beziehungen zu einer Gewalt, deren Aeußerungen bis zum Wahnsinnigen ins Furchtbare gingen, die also nur entweder tiefe Trauer oder kolossale Entrüstung zuließen, sich zu kleinlichen Neckereien und Malicen herabzulassen." Zwar wird von Nero ausdrücklich berichtet (Svet. N. 39), daß er gegen mündliche und schriftliche Angriffe gegen seine Person, wofern sie nicht in Thaten übergingen (Verschwörungen), auffallend tolerant oder gleichgiltig war, indem er dieß als ein Theil der Berühmtheit betrachtete, oder sich freute, wenn die Leute sich recht tüchtig über ihn ärgerten; ein solcher Angriff von Seite des Persius wäre daher nicht geradezu Tollheit gewesen, wohl aber wirklich kindisch, wenn er gerade dieß und nur dieß an diesem Scheusal auszusetzen gehabt hätte; es wäre das noch läppischer, geistloser und träumender, als wenn etwa ein Mädchen nach einem Lißt'schen Concerte nur zu sagen wüßte, was der Künstler für ein Halstuch angehabt habe. Indessen fragt es sich eben, woher wir denn die Anschauung von Persius haben, der wir ein solches Verfahren unwürdig finden? Wir müssen uns diese ja erst aus seinen Gedichten bilden, in denen sich mancher Zug findet, der einer solchen Annahme gar nicht widersprechen würde, namentlich die Entfremdung vom Leben. Vgl. Einl. S. 37. Doch ist es im Ganzen gleichgiltig, wer der Verfasser der Verse ist oder wessen Geschmack sie persifliren sollen; eben wenn man von dem Namen des Dichters Nichts weiß, kann dieß ein Beweis seyn, daß er sich vor seinen Zeitgenossen nicht auffallend unterschieden hat, daß er eben den Geschmack seiner ganzen Zeit theilte und auch Themata behandelte, die damals vielbeliebt waren. Dieß that zwar auch Nero,

aber nach Allem, was man von seinen Gedichten und der Art ihrer Verfertigung weiß, hat er keineswegs mit solchem Fleiß gearbeitet, so sorgfältige Ausfeilung angewendet, wie unsere Verse voraussetzen heißen. Von unmittelbarem Interesse ist jedoch nur die Frage: in welcher Beziehung sie Persius anführe, was er an ihnen auszustellen habe? Darüber geben die einleitenden Worte, welche unser Satiriker vorausschickt, die beste Auskunft: sed numeris decor est u. s. w. (V. 92). Hiemit läßt er zur Vertheidigung der neueren Poesie sich die Einwendung machen: es sey doch ein großer Fortschritt (addita) geschehen gegen früher. Früher seyen die numeri noch crudi gewesen, einfach, was aber dem nunmehrigen Geschmacke roh und ungeschlacht erschien; jetzt seyen sie wohlgeschmückt, kunstreich, und fügen sich schön in einander; jetzt habe man Versschlüsse erfunden wie: berekynthischer Attis u. s. w. Worin besteht aber die größere Kunstvollendung, um derenwillen der Redende die früheren Verse (also auch die der augusteischen Zeit) als crudi verachten zu dürfen glaubt? Lange Zeit hat man es in dem Reimähnlichen gefunden, was an den Versen unserer Stelle hervortritt, *) man hat sogar, um dieses noch weiter auszudehnen, den Handschriften zum Trotz Attin gelesen — als ob im Originale der Vers qvi caeruleum u. s. w. unmittelbar auf Berecynthius Attin gefolgt wäre oder auch nur hätte folgen können! — heutzutage aber wird kein in gelehrten Fragen Stimmfähiger mehr dieß als das Einzige hervorheben. Vielmehr ist ein Complex verschiedener Eigenthümlichkeiten anzunehmen, welche sich dahin vereinigen, das Ohr zu sättigen, den Geist aber leer zu lassen, und sogar in die reine Gedankenlosigkeit einzuwiegen. Dieß sind die

*) Ueber diesen ganzen Gegenstand vgl. neuestens C. Ruth Gesch. der italien. Poesie I, 210 ff.

beiden Seiten des Eindruckes, im Wesentlichen gleich bei den zuerst aufgeführten drei Beispielen, wie bei den späteren vier Versen; doch ist zwischen diesen wieder ein Unterschied, wie unser Satiriker selbst dadurch andeutet, daß er jedem eine besondere Einleitung vorausschickt und jedem eine eigene Reflexion anhängt, daher auch wir sie trennen.

1) Von den drei ersten Beispielen macht sich Berecynthius Attis als ein vollklingender, runder, pathetischer Schluß bemerklich, der aber in seiner Fremdartigkeit und Abgerissenheit nicht viel zu denken gibt; dagegen die beiden folgenden Verse tragen den Stempel der Gesuchtheit, Geziertheit, der affectirten Gelehrsamkeit und Unverständlichkeit an sich, ohne in formaler Hinsicht besondere Ansprüche zu machen, da der Gleichklang der Endungen bei den beiden Hälften von costam long-o subduximus Apennin-o zufällig scheint (wenigstens findet bei dem unter dieselbe Kategorie gestellten *) vorhergehenden Vers keinesfalls ein Reimen Statt); nur hat die Vereinigung zweier Versfüße in dem einzigen Worte Apennino für das römische Ohr etwas Weiches, Schmelzendes. Der „bläuliche Nereus" und „Nereus zertheilen" (st. Pontus, Meer), dem Apenninus die Hüfte streifen, d. h. an ihm vorbeigehen, sind gespreizte, überkünstliche Ausdrücke, und als solche charakterisirt sie Persius in V. 96 f., welche Kritik aber unglücklicherweise (denn mit Absicht werden wir kaum sagen dürfen) mit dem Getadelten eben in Beziehung auf das, worauf der Tadel geht, in Verzwicktheit und Undeutlichkeit wetteifert. Arma virum ruft Persius zuerst aus. Bekanntlich sind dieß die Anfangsworte der virgilischen

*) Denn was schon behauptet worden ist: „durch et faßt P. den ersten und zweiten Hexameter zusammen, und gibt durch das später wiederholte sic zu verstehen, daß erst bei costam etwas Neues anfange" — wird kein der Sprache und Satzfügung Kundiger glauben.

Aeneis. Aus dieser thut er gleichsam einen Trunk, um sich an ihrer einfachen Kürze und Kraft zu erquicken nach der Qual der letzten zwei Verse, um den Geschmack derselben aus dem Munde zu bringen. Der Uebersetzer glaubte aber dieses Citat entfernen zu müssen, weil es sich im Deutschen nicht so wiedergeben läßt, daß es nicht den Eindruck der Leere machte, und weil wir nicht so mitten in dieser Literatur stehen und namentlich keine Uebersetzung von Virgil haben, welche so bekannt und anerkannt wäre, daß eine Anführung daraus verständlich seyn könnte. — Das Unklare aber ist das Bild vom Korkbaum, für dessen Verständniß man wissen muß, daß der Korkbaum zwei Rinden hat, von denen man die obere, den eigentlichen Kork, von Zeit zu Zeit abnehmen muß, damit sie nicht dem Baume im Wachsthum hinderlich werde. Mit solchen Auswüchsen werden die angeführten Verse verglichen. Ebenso — wegen ihrer Gebläähtheit bei innerlicher Hohlheit, beim Mangel einer gediegenen Substanz — mit dem Schaume.

2) Was sodann V. 99—102 betrifft, so scheint es fast, als hätte Persius dieselben um jeden Preis in seinem Gedichte anbringen wollen; wenigstens ist die Art der Anknüpfung an das Bisherige wieder eine sehr ungeschickte. Nun, wenn du das nicht weich und sanft einlullend findest (als ob dieß es gewesen wäre, was an den drei Versen vermißt werden mußte! Als ob nicht vielmehr gerade die Marklosigkeit ihr Fehler gewesen wäre!), wie muß denn etwas beschaffen seyn, daß du jenes von ihm aussagen könnest? Etwa so (diese Frage wird aber weggelassen): (Folgt das Beispiel, welches aber von Nichts weniger ein Beispiel ist als von Weichheit, vielmehr ist es ein betäubender Larifari, wobei einem der Verstand stille steht)? Woran sich wiederum eine sich übel anfügende und unklare Deklamation anschließt. — Mit hängendem Nacken bezeichnet die Stellung des durch die gleichsam narkotische

Wirkung des Versgeklimpers in Gedankenlosigkeit, süßes Brüten Eingeträllerten. — Um die folgenden Verse entsprechend wiederzugeben, sollte man dreierlei beobachten. Einmal sollte die Uebersetzung auf das Ohr einen vollen, reichen, zauberischen Eindruck machen, etwa in der Weise einer türkischen Musik, daß dem Hörenden die Sinne schwirrten. Sodann nach der Seite des Inhalts sollte das Uebersetzte wo möglich keinen haben, ein bloses Wortgeklingel seyn, wo der Gedanke sich auf Null reducirt; je mehr ungewöhnliche Ausdrücke, erotische Worte à la Freiligrath, um so besser. *) Endlich sollten die Verse in Verhältniß zu einander und dann wieder ebenso die einzelnen Vershälften einen auch für unser an Reime gewöhntes Ohr auffallenden und weichlich tönenden Gleichklang haben, wie die des Originals. (Nicht zwar, als ob hier eine Reimerei beabsichtigt wäre, was so wenig der Fall ist, als z. B. Hor. Od. III, 17. 16 cum famulis operum solutis, was bei der ganzen Oekonomie der röm. Sprache unzählige Male eintreten mußte; aber ein solcher akustischer Parallelismus hat etwas Rundes, Sattes, Volles, was die Uebersetzung wiedergeben sollte.) Dazu muß noch ein pathetischer Vortrag kommen, damit der beabsichtigte Eindruck klarer hervortrete. Legen wir nun diesen Maßstab an die oben gegebene Uebersetzung, so muß dieselbe, wie der Verfasser selbst am besten fühlt, als eine durchaus ungenügende bezeichnet werden. Am ehesten wird noch, was wenigstens das Bombastische betrifft, der erste Vers gelungen seyn, wo absichtlich mit Machten begonnen ist, um das aus dem Zusammenhang Gerissene der Stelle anzudeuten; statt Donners hätte

*) „Der prunkende Wortschwall dieses metrischen Prachtgebäudes bei gänzlicher Leerheit des Inhalts, welcher der todten Form unterliegen muß, das bunte, zerfließende Farbenspiel, das kein festes Bild zu geben vermag," ist es, was Donner richtig als die Eigenthümlichkeit der Verse aufführt.

auch geradezu gesagt werden können: Bombens, wiewohl gerade bombis für die damaligen Römer nicht am fremdesten klingen konnte, da Nero, wie Sueton (Ner. 20) erzählt, drei Arten von Beifallklatschen unterschied: bombi, imbrices und testae. In Bezug auf das Nichtgelungenseyn der Uebersetzung gibt es aber einen zwar leidigen, aber doch nicht zu verschmähenden Trost, den nämlich, socios habuisse malorum. Von den Uebersetzern, welche mir zur Hand sind, gibt Donner die Stelle so:

Schmetternde Sturmdrommeten erfüllt mimallonischer Brausshall,
Bassaris schwingt das Haupt, das dem trotzigen Kalbe sie raubte,
Luchse regiert die Mänade mit Epheuranken und zwiefach
Schallt ihr Evoeruf: nach dröhnt die Erneuerinn Echo.

Abgesehen von der doppelten metrischen Fehlerhaftigkeit des zweiten Verses hat auch Donner auf das Wiedergeben des Reimähnlichen verzichtet und im Ganzen weicht die Ausdrucksweise und der Versbau nicht von dem auch sonst bei ihm Vorkommenden ab. Dasselbe gilt von W. E. Weber:

Voll Mimallonisches Dröhnens erfüllten sie schmetternde Hörner,
Und die Bassar', im Begriff, zu enttragen des trotzigen Kalbes
Blutendes Haupt und den Luchs mit dem Epheu zügelnd die Mänas
Evios, Evios ruft sie, es ruft's der erwidernde Nachhall.

Dagegen hat sich Hauthal dießmal besonders angestrengt. Wer zwei Verse seiner Uebersetzung gelesen hat, behält sein Leben lang einen Begriff davon; denn etwas Inkorrekteres, Sinnloseres, Absurderes und zugleich Prätentiöseres wird er niemals wieder zu Gesicht bekommen. Man darf sich daher etwas ganz Absonderliches versprechen, wenn er sich zusammennimmt, um seine Vorzüge in noch hellerem Lichte strahlen zu lassen. Man höre nun:

Mit Mimallonengeplärr anfüll'n scharfschmetternde Hörner
Theils die's Haupt von dem Kalb, in dem Sinn zu flieh'n im Triumph, raubt,
Bassaris, theils Mänas, die 'm Luchs mit Gewinden den Weg wies:
Evion hallet zumal und verdoppelnd begleitet das Echo.

Man wird gestehen müssen, daß man so etwas nicht alle Tage zu hören und zu lesen bekommt. Hauthal scheint zweierlei zu erreichen gesucht zu haben, theils daß die Uebersetzung einen Unsinn darstelle, theils daß sie die Gleichklänge nachahme. Von diesem Beidem ist ihm nun das Erste auf eine wahrhaft klassische Weise gelungen, das Zweite wenigstens so, daß Jedermann die Lust vergangen seyn wird, darauf zu bestehen, daß der Uebersetzer auch die Reimanklänge wiedergebe. (Die Participien ablatura und flexura, bei denen es offenbar nur um die vollen, runden Endungen zu thun war, hat er wie Weber, wie es scheint, unrichtig, logisch aufgefaßt.) Nur darin, daß sie das Hauptgewicht auf den Reim legt, gleicht dieser die neueste Uebersetzung von L. Bauer:

Agave schmettert dumpfen Hörnerschall,
Das blut'ge Haupt des stolzen Kalbes schwenkend,
Das Luchsgespann mit Epheuranken lenkend,
Leiht sie ihr Evoe dem Wiederhall.

Hiebei sind nur die übrigen Anforderungen nicht befriedigt, namentlich die erforderliche Dosis Ueberschwenglichkeit und Absurdität vergessen, was besonders auch den gewählten Reimen gilt, die ja ganz kunstgerecht sind und für uns durchaus nichts Befremdendes und Widerliches haben. Möge sich daher ein Glücklicherer an dieser Stelle versuchen! Vielleicht ist es aber überhaupt für unsere Sprache nicht möglich, alle Nüancen vollständig auszudrücken; das Spanische besäße am ehesten noch alle erforderlichen Eigenschaften. — Was das Verständniß des Einzelnen betrifft, so würde ich der Absicht und dem Geiste des Dichters

und unsres Satirikers zuwider zu handeln glauben, wenn ich zu demselben durch Erläuterung der Ausdrücke und Anspielungen verhelfen würde. Es genüge, im Allgemeinen zu bemerken, daß es sich auf die Aufzüge der Bacchantinnen bezieht, welche in ihrer Wuth Thiere lebendig zu zerreißen pflegten, wie sich Wollust und Grausamkeit immer zu paaren liebt.

Etwas in jeder Beziehung noch weniger Passendes, als Persius zur Kritik dieser Verse sagt, hätte er beim besten Willen nicht auffinden können. Wie farblos und unmächtig ist gleich haec fierent! Sodann wie lächerlich, sich wegen ein paar Versen von weichlicher Musik zu Phrasen zu versteigen, wie: es fließt kein Tropfen Blut von unsern Vätern in unsern Adern! Wegen einer so unwesentlichen, verhältnißmäßig geringfügigen Aeußerung der allgemeinen grenzenlosen Verweichlichung sich den Kothurn umzuschnallen! In der That, fast sollte man meinen, Persius wäre im Stande gewesen, auch an einem Nero mit besonderem Mißfallen die spielende Künstlichkeit seiner Verse zu rügen. Dann wie geistreich und geschmackvoll: dergleichen Sentenzen schwimmen Jedem im Speichel herum, und da (in udo) sitze die Mänade wie (der berekynthische) Attis, solche Verse zu machen koste gar keine Mühe, kein Nägelkauen, kein Pultzerschneiden! Letzteres ist noch überdieß unwahr; um Verse von so kunstreicher Rhythmik zusammenzuleimen, wie die obigen vier, braucht man ebensogut Zeit und Mühe, als um so überladene Stücke zu liefern, wie die Satiren des Persius sind.

V. 107 ff. Es mag dieß wahr seyn, aber wozu es sagen? Es bringt nur Schaden, — was unser Satiriker zwar anerkennt, aber sich auf seine Vorgänger beruft, die sich ja auch haben rühren dürfen.

Die Schwellen der Höhern u. s. w. Du verscherzest durch solche Angriffe die Gunst der Mächtigen, hochstehender Freunde, welche

entweder selbst Dichter dieser Art sind oder doch Beschützer von solchen; in Folge dessen wirst du ihr Haus nicht mehr betreten dürfen, die Freundschaft ihrer Schwellen mit dir wird gleichsam erkalten, sie werden nicht mehr erfreut seyn dich zu sehen, sondern ein ernstes trutziges Gesicht dir zeigen und der Haushund wird dich als einen nicht ins Haus Gehörenden, zum Eintritt nicht Berechtigten, zürnend anbellen. Die Alten haben bemerkt, daß in diesem Affekte der Hund besonders in R-Lauten sich vernehmen lasse und daher dieses Bellen hirrire, ἀῤῥαρίζειν genannt. R ist also der Buchstabe, den Persius mit seiner gesucht-gelehrten und nicht gerade sehr geschmackvollen Ausdrucksweise meint.

Malt zwei Schlangen, durch welche der Ort als einem Genius angehörig, als heilig bezeichnet wurde und daher nicht verunreinigt werden durfte. Denn gegen Letzteres waren die Alten sehr empfindlich, viele Inschriften auf Grabmälern wußten dem Vorübergehenden nichts Dringenderes ans Herz zu legen, als daß er die Stätte nicht als etwas Anderes betrachten und behandeln möchte. — Ich gehe scheint als Antwort des Knaben auf die vorhergehende Aufforderung zu fassen zu seyn, wofern es nicht vielmehr dem Satiriker in den Mund zu legen ist, der in seiner auch sonst manchfach sich zeigenden unkünstlerischen Weise die prosaische Disposition hervortreten ließe (ich verlasse diesen Gegenstand).

Die Erwähnung seiner Vorgänger begleitet Persius mit einer kurzen, aber treffenden Charakteristik denselben. C. Lucilius, im Jahr 607 zu Suessa in Campanien geboren und 653 gestorben, ein römischer Ritter, mit Scipio Africanus und Lälius sehr befreundet, war der Erste, der mit eigentlichen Satiren auftrat und darin die republikanische Freiheit seiner Zeit und die Unabhängigkeit seiner Stellung benützend, im Eifer für die alte strenge Sitte die ersten Männer des Staates schonungs-

los durchhechelte. Besonders scharf griff er außer Cälius die beiden von Persius Genannten an: Lupus und Mucius, welche Beide mit seinem Freunde Scipio in Feindschaft lebten. Jener hieß mit seinem vollen Namen L. Cornelius Lentulus Lupus, und war im Jahr 598 d. St. Consul, dieser P. Mucius Scävola, Consul im Jahr 621. Unter den mehr als achthundert Bruchstücken seiner dreißig Bücher Satiren (eine Eintheilung, die nicht er selbst machte, sondern der Grammatiker Valerius Cato) erwähnen einzelne dieser beiden Männer und beschuldigen sie der Schwelgerei und Frivolität. Uebrigens enthielten diese Satiren nicht blos das, was wir jetzt Satiren nennen, sondern auch sonst noch allerlei. So behandelte z. B. ein eigenes Buch Fragen der Orthographie. — Besonders gelungen und fein ist die Charakteristik, welche Persius von seinem unmittelbaren Vorgänger und Vorbilde, Q. Horatius Flaccus gibt, der jedem Gebildeten bekannt ist, daher ich nur noch L. Bauer's Uebersetzung unsrer Stelle hieher setzen will:

Schalkhaft rührt
Horaz an jeden wunden Fleck dem Freunde,
Und zwingt ihn, mitzulachen, spielt willkommen
Ihm um das Herz und läßt das halbe Volk
Auf seiner krummen Spötternase tanzen.

V. 119—123. Ich lasse mir nicht nehmen, dasselbe, wenn auch in verkleinertem Maßstabe, zu thun, d. h. auch Satiren zu schreiben.

Hinein in ein Loch nur! Anspielung auf die Sage vom phrygischen König Midas. Dieser hatte in dem musischen Wettstreite zwischen Pan und Apollo, der Flöte und der Kithara, sich, gegen die allgemeine Stimme, für Pan entschieden. Zur Strafe ließ ihm Apollo Eselsohren wachsen (was bei den meisten Beurtheilern dieser Art ein großer Ueberfluß wäre), die er aber unter seiner hohen phrygischen Mütze zu ver=

bergen wußte. Unglücklicherweise jedoch konnte er sich die Haare nicht selbst schneiden und so kam sein Barbier hinter das Geheimniß. Den juckte es gewaltig; da er es aber keinem Menschen anvertrauen mochte, so grub er ein Loch in die Erde, flüsterte darein die Worte: König Midas hat Eselsohren, deckte dann das Loch wieder mit Erde zu und ging mit erleichtertem Herzen von dannen. Aber aus der Grube wuchs Schilfrohr empor, das jene Worte flüsterte und so das Geheimniß der Welt verrieth. — Die Anwendung dieser Mythe liegt nahe. Die Grube ist das Buch, die Satiren unsres Dichters. In dieses flüstert er, um eine Last vom Herzen zu bekommen, das Geheimniß, daß König Midas Eselsohren habe, d. h. daß die Welt, daß seine Zeit thöricht, verkehrt sey. Sein Buch verfehlt aber nicht, das Geheimniß weiter zu sagen; zwar nur flüsternd theilt es dasselbe mit, in leiser andeutender Sprache, aber wer ein feineres Ohr hat, der versteht auch diese. — Es ist keine Frage, daß die Verwendung dieser Mythe ein sehr glücklicher, geistreicher Gedanke ist, ebensowenig, daß Persius selbst nur geschrieben haben konnte: Vidi, vidi ipse, libelle: Auriculas asini Mida rex habet, endlich daß dieser König Midas nicht irgend ein Einzelner, sondern das ganze (literarische) Publikum war. „Nun konnten aber ängstliche Freunde oder boshaft oberflächliche Leser kommen und meinen, die Stelle könne wohl gar falsch und persönlich gefaßt werden; der König ließ sich leicht finden, wenn man deuteln wollte, zumal da die zufällige Thatsache, daß Nero auch Verse machte, mitsprach: und war die Deutung einmal ausgesprochen, dann war die Stelle, richtig oder falsch verstanden, unherstellbar gefährlich.“ (W. E. Weber, S. 210.) Daher mußte noch vor Ausgabe der Satire geholfen werden und der Biograph, der die ganze Sache erzählt und dem wir sie glauben, da er von selbst nicht wohl hätte darauf kommen können, nennt auch als den, der es

that, Persius' Freund Cornutus. Dieser änderte, um alle Mißverständnisse abzuschneiden, die Worte Mida rex ab in qvis non (Jedermann) und mochte meinen, damit nur den Sinn des Dichters deutlicher ausgedrückt zu haben, der ja von Anfang an etwas weiter Greifendes, das ganze Publikum Treffendes sagen wollte. So kam es, daß in den wirklich erschienenen Ausgaben immer nur qvis non zu lesen war und bis auf den heutigen Tag zu lesen ist. Aus diesem Hergang ist zugleich die Vorsichtigkeit und Aengstlichkeit zu ermessen, mit welcher man bei diesen Satiren verfuhr und wie weit daher das Frühere (namentlich V. 99—102) davon entfernt ist, unbedingt auf Nero bezogen werden zu müssen.

Dieß mein Lachen; so wenig dieß an sich bedeuten will, so ist mir doch der Gegenstand lieber als die Ilias, ich schreibe lieber Satiren, als daß ich die Ilias übersetzte, wie Labeo, wenn dieser auch mehr Beifall bei den Leuten findet. Hiefür entschädigt mich das Vergnügen, das mir meine Beschäftigung gewährt.

V. 123 bis Schluß. Zu Lesern dieser meiner Satiren wünsche ich mir Solche, welche durch die alte attische Komödie (s. Pauly, Real-Encykl. II, S. 570—574) gebildet sind und dadurch ihre Begriffe von der Aufgabe des Satirikers veredelt haben.

Ueber Kratinos, den Vorgänger des „würdigen Greisen," wie hier Aristophanes honoris causa genannt wird, s. Pauly's Real-Encykl. II, 741 f. und über Eupolis, den jüngern Zeitgenossen des Aristophanes, s. ebendaselbst III, 285—287. Alle drei sind die Häupter der älteren attischen Komödie.

Wer von so gar subjektiven Beweggründen aus, wie der ist, daß er selber ein unreinlicher, schlampiger Mensch ist, über die Ziererei *)

*) Unbegreiflich ist, wie L. Bauer den Sinn von ludere in crepidas und den Gegensatz von sordidus so sehr verkennen konnte, daß er S.

spottet, oder wessen Beobachtungsgabe und Takt sich nicht über die Bemerkung emporzuschwingen vermag, daß der oder jener schiele, und der dann nicht umhin kann, seine Entdeckung dem Betreffenden mitzutheilen, damit er sich danach richte, und dazu ein Recht zu haben glaubt, weil er ja der große Mann ist, der in der Stadt Arretium (s. Pauly, Real-Encykl. I, 824) von Amtswegen unbarmherzig alle Gefäße zerschlägt, welche nicht die rechte Größe haben; endlich wer ernste wissenschaftliche Beschäftigungen (wie Arithmetik und Geometrie) lächerlich findet und eine kindische Freude hat, wenn eine Hure (diese durften erst Nachmittags ihre Buden öffnen, damit nicht der ganze Tag für die männliche Jugend verloren sey; daher Dreiuhrdirne) einen cynischen Philosophen an seinem langen Bart zupft: — für Alle diese ist die Satire zu hoch, zu gut, die mögen sich den Vormittag über an ein neues Edikt (obrigkeitliche Verfügung, s. Pauly's Real-Encykl. III, S. 20—24) halten, und darüber räsonniren, reflektiren und kannengießern, und nach Tisch dann mit einem Freudenmädchen, dergleichen damals Kalliroe war, sich amüsiren; das ist die Unterhaltung, die ihrem Geiste angemessen ist.

Zur zweiten Satire.

Den Geburtstag seines Freundes Plotius Macrinus und die religiöse Feier, welche dieser bei dieser Veranlassung begehen wird, nimmt

---

21 sagt: „Uebrigens wage ich, in Bezug auf Kratinos und Eupolis, die Vermuthung, ob hier nicht crepida (es heißt aber hier crepidae) statt des niedrigen Schuhes soccus, womit häufig der Begriff des Lustspiels bezeichnet wird, gebraucht seyn könne?“

Persius als Ausgangspunkt für Erörterungen über das Verhalten der Menschen den Göttern gegenüber, also über die religiösen Handlungen, insbesondere Gebet und Opfer. Dieses Thema behandelt er in der Weise, daß die persönliche Veranlassung, von welcher er ausgeht, nur als Einleitung voransteht, dann ganz in den Hintergrund tritt und nicht wieder zu Einfluß gelangt. Die Betrachtung zieht sich sogleich auf das Gebiet des Allgemeinen und zwar auch in der Weise, daß nicht etwas der Zeit des Persius ausschließlich Eigenthümliches zur Sprache kommt, sondern fast alles Gesagte nicht minder allen Zeiten des Heidenthums gilt. Jetzt war das Letztere von zwei verschiedenen Seiten her durchlöchert und unterwühlt: von Seiten der Intelligenz durch die Philosophie, von Seiten des frommen Gemüthes durch das Christenthum. Im Negativen und Positiven treffen diese beiden, als Einer Zeit angehörig und häufig in denselben Individualitäten vereinigt, manchfach zusammen, und so kann man auch bei dieser Satire den Antheil, welchen die Philosophie und welchen das gleichsam mit in der geistigen Atmosphäre enthaltene Christenthum an ihr haben, nicht wohl scheiden, obwohl nur jene auf directem Wege auf Persius eingewirkt haben mag. Aber vergleicht man unsere Satire mit der dasselbe Thema behandelnden zehnten des Juvenalis, so zeigt sich ein bemerkenswerther Unterschied. Nicht nur daß dieser mit der unermüdlichen, Beispiel auf Beispiel, Sentenz auf Sentenz häufenden Weitschweifigkeit eines Rhetors seinen Gegenstand ausführt, während Persius jeden Gedanken nur in Einer Scene verkörpert, so daß jedes neue Lebensbild einen neuen Gedanken oder eine neue Seite des Grundgedankens darstellt: sondern auch das Resultat ist auf beiden Seiten ein verschiedenes. Nachdem er durch eine lange Reihe von Versen hindurch ausgeführt, wie nicht Macht, nicht Reichthum, Glanz, nicht langes Leben, nicht Schönheit u. s. w., das

für den Menschen Wünschenswerthe sey, weil Alles seine Schattenseite habe, welche gar sehr überwiege, so gibt Juvenalis als das positiv Wünschenswerthe an (V. 356): ut sit mens sana in corpore sano, fortem posce animum u. s. w. und fügt V. 363 erläuternd hinzu: monstro qvod ipse tibi possis dare. Wenn nun gleich auch Persius dieses gesunde Gefühl der eigenen sittlichen Kraft hat, wie es sich V. 74 ausspricht, wenn gleich auch er weiß und fühlt, daß die Sittlichkeit rein sein eigener Erwerb und sein eigenstes Thun ist, so ist doch bei ihm ein gewisser gemüthlicher Anstrich, eine religiöse Färbung dieses Bewußtseyns nicht zu verkennen, während aus Juvenalis der reine Verstand und die Richtung auf das Praktische, Zweckmäßige spricht.

Zuerst redet Persius in dieser Satire von den geradezu ruchlosen Gebeten, welche kein Mensch hören darf und welche, einem rechtschaffenen Manne vorgetragen, dessen vollen Unwillen erregen würden (V. 4—23); aber von den Göttern meint man, daß sie dergleichen nicht nur geduldig, sondern sogar gerne anhören, wofern man nur die äußerlichen Obliegenheiten gegen sie erfülle (vgl. V. 15 f. 29 f.), eine Meinung, zu welcher man sich deßwegen berechtigt glaubt, weil dieselben ja kein augenblickliches und auffallendes Zeichen ihres Zornes von sich geben (V. 24—30). Ohne einen eigentlichen Uebergang zu machen, wendet sich der Dichter sodann zu den thörichten, einfältigen Gebeten und zwar erstens zu denen, welche kindische Weiber, obwohl in bester Absicht, für ihre kleinen Pfleglinge verrichten (V. 31—40). Hierauf spricht er von denjenigen thörichten Gebeten, welche die Menschen in ihren eigenen Angelegenheiten an die Götter richten. Hiebei läßt er sich nicht wieder auf das ein, was in materieller Beziehung daran unangemessen ist, sondern er faßt den Gegenstand in seinem innersten Mittelpunkte, indem er zeigt, wie die Betenden die Erhörung selbst unmöglich machen.

Einmal in Bezug auf ihre eigene Person: wenn man die Götter um Gesundheit bittet und sich dabei mit ungesunden Speisen vollfrißt (V. 41—43); sodann in Bezug auf die Habe: wenn man um Mehrung derselben bittet und zu gleicher Zeit sie doch selbst durch Opfer vermindert und es an der nöthigen Arbeit fehlen läßt (V. 44—51). Dieser Erörterung liegt die Ansicht zum Grunde, daß das Gebet für sich keine objektive Wirkung habe, d. h. daß es an dem Laufe der Dinge keine Aenderung bewirke, den Zusammenhang der natürlichen Ursachen und Wirkungen nicht unterbreche oder verrücke, daß nur die Arbeit, der Kampf mit der äußeren Natur es ist, was eine äußere Wirkung hervorbringt, daß nicht das Psychische auf das rein Physische, Ungeistige einen unmittelbaren Einfluß übt, sondern nur wieder das Physische. Eine gleich tiefe Einsicht zeigt Persius in den darauf folgenden Bemerkungen über die Entstehung der Meinung, als könne man die Götter gleichsam bestechen, durch Geschenke, Opfer veranlassen, daß sie etwas thun was ohne dieß nicht geschehen würde; sie beruhe nämlich auf anthropopathischen Vorstellungen von den Göttern: ihre eigene Lüsternheit nach Gold, ihre eigene Habsucht verlegen die Menschen in die Götter hinein und meinen nun, diesen seye ein Geschenk ebenso erwünscht, mache auf sie denselben Eindruck, wie bei den Menschen (V. 52—58). So kam es, daß die alte Einfachheit aus den Tempeln verdrängt wurde und der sündige Geist der Zeit auch in sie eindrang. Wie der Mensch, so sein Gott. So lange die Menschen einfach, nüchtern, mäßig waren, dachten sie sich auch ihre Götter so, daher in den alten Zeiten die Tempelgeräthe werthlos waren. Aber als die Menschen verdorben, raffinirt, genußsüchtig, habgierig wurden, da wurden es mit ihnen auch ihre Götter (V. 59—67). Aber in Wahrheit ist das nicht der Fall, mit allen den Kostbarkeiten, die man ihnen darbringt, können die Götter Nichts anfangen; sie brauchen sie

nicht (V. 68—70) und was sie fordern, was man ihnen allein darzubringen hat, ist eine reine, tüchtige, fromme Gesinnung; auf das Innere kommt Alles an, Frömmigkeit ist der wahre Gottesdienst (V. 71—75).

V. 1 ff. Ueber den hier angeredeten Plotius Macrinus ist weiter Nichts bekannt, als was der Scholiast angibt, daß es ein gelehrter, in der Schule des Servilius gebildeter Mann war, welcher seinem jüngeren Freunde Persius herzlich wohlwollte und demselben ein Stück Land um ermäßigten Preis überließ. — Zähle mit besserem Steine, nämlich mit weißem; Anspielung auf die Sitte einiger barbarischen Völkerschaften, für die glücklichen Tage ihres Lebens je einen weißen, für die unglücklichen allemal einen schwarzen Stein in einen Köcher oder eine Urne zu werfen, so daß sich bei ihrem Tode ein sicheres Resultat über das Maß ihres Glückes ergab. Der gegenwärtige Tag ist nun als ein glücklicher zu bezeichnen, denn er ist des Macrinus Geburtstag, und die vorliegende Satire ist eine Art Geburtstagsgeschenk an ihn. Er ist ein glücklicher — weil er (was ungefähr der Sinn des unklaren lateinischen Ausdruckes ist) ein Jahr des Lebens abschließt, zum unentreißbaren Eigenthum macht und auf ein neues Aussicht eröffnet. Darum bringt man auch zum Danke an diesem Tage dem Genius Opfer dar. Vgl. oben S. 97. — Die von Hauthal vorgeschlagene Interpunktion der Stelle, wonach sich qvi auf genio beziehen würde, ist zwar scharfsinnig, hat aber gegen sich, daß dann der Comparativ meliore (warum er besser sey als andere) nicht motivirt wäre.

Macrinus kann seine Gebete an diesem Tage offen und laut aussprechen, weil sie nicht schlecht, nicht frevelhaft sind, Niemand Schaden bringen, wie dieß bei den leise gesprochenen der Fall zu seyn pflegt.

V. 10. Der fromme Beter freut sich im Geiste, seinen Oheim als Leiche zu sehen, wo er sich so prächtig ausnehmen würde, natürlich wegen der nun seinem zärtlichen Neffen anheimfallenden Erbschaft.

V. 11. Herkules ist der Gott des geheimen Gewinnes, z. B. durch Schatzgräberei, während Merkur der des offenen, namentlich durch Handel (merx, mercari) ist.

V. 12. Nach römischem Recht war, wenn der Vater starb und der Sohn noch unmündig war, der nächste Agnate dessen Vormund. Starb der Sohn noch während der Minderjährigkeit, so war natürlich der Vormund (in seiner Eigenschaft als nächster Verwandter) dessen Erbe. Ganz aus dem Leben gegriffen ist der Zug, daß sich der Vormund belügen will, als sey sein Wunsch, der Mündel möchte sterben, nur ein Beweis seines guten Herzens, weil der arme Junge so viel zu leiden habe, daß ihm eine Erlösung zu gönnen wäre.

V. 14. Nerius zieht nun schon die dritte Mitgift ein und ich bin noch immer an der ersten Frau! Grund genug zum Neidischwerden und zur Klage gegen die Götter, daß sie das Glück so ungleich vertheilen.

V. 15 f. Diese Gebete trägt man gleichsam im geistigen Gallakleid vor. Die Alten, die sich nicht so regelmäßig des Morgens wuschen, weil sie sich den Tag über regelmäßig badeten, rückten die Zeit des Badens vor, wenn sie einen Tempel besuchen wollten, um gereinigt von dem Befleckenden der Nacht vor den Göttern zu erscheinen. In unserem Falle nimmt sich diese Sorgfalt um so naiver aus, weil die Betenden nicht bemerken, wie sie darum doch nichts weniger als rein vor den Göttern stehen, wenn sie mit solchen Wünschen vor sie treten.

V. 17 ff. Dergleichen könnte kein ordentlicher, ehrlicher Mensch ruhig anhören, geschweige denn, daß die Götter es können, und wenn

sie sich nicht im Augenblicke rühren, nicht auf der Stelle einen solchen Beter niederschmettern, so ist dieß kein Gegenbeweis, kein Zeichen, daß sie Solches mit Gleichgiltigkeit oder gar gerne anhören. Denn was nicht ist, kann werden. Staius, der beim Anhören solcher ruchlosen Wünsche mit Abscheu sich abwendet und zu den Göttern schreit, kann nicht selbst ein schlechter Mensch seyn, und was die meisten Ausleger über ihn fabeln ist daher unrichtig. Und so gut Staius in seiner Indignation zu Jupiter schreit eben so sehr und eben so gewiß muß Jupiter zu Jupiter, also zu sich selbst schreien, sich gleichsam um Hilfe rufen, wenn er solche Verworfenheit vernimmt.

V. 26. Die Fibern (vgl. V. 45) sind Hervorragungen der Leber, auf welche man bei der Eingeweideschau besonderes Gewicht legte.

V. 27. Bidental ist eine vom Blitze getroffene Stelle, die man als geheiligt ansah und die deßwegen nicht berührt werden durfte. Vgl. Pauly's Real-Encyklopädie I, S. 1111 f.

V. 30. Lungen natürlich der Opferthiere.

V. 31 ff. Ein neues Bild aus der Sorte der unverständigen Gebete und zwar zuerst Gebete für Andere. Tückisches Auge, mal' occhio, an dessen zauberhaft schädliche Einwirkung die Alten glaubten, wie es auch bei uns das gemeine Volk noch thut. Gegen diese Gefahr sollte die Einsegnung der Stirne und der Lippen das Kind bewahren. Dazu wird der Mittelfinger verwendet, welcher der Finger des Hohns heißt, weil man mit demselben eine auf südliche Widernatürlichkeit sich beziehende obscöne Gebärde machte, welche für eine grobe Beleidigung angesehen wurde. Wie alles Obscöne hat daher auch dieser Finger eine vor Verzauberung schützende Kraft, wobei wahrscheinlich die Vorstellung zu Grunde liegt, daß sich die böse Macht gleichsam verrenne in das Obscöne, mit seinem Interesse daran hängen bleibe und so für das Uebrige

kein Auge mehr habe. Vgl. Pauly's Real-Encyklopädie III, S. 426 f. Vielleicht hängt damit auch die ähnliche Wirksamkeit des Speichels (als etwas Eckelhaftem) zusammen. Bekannt ist die Sitte, sich dreimal in den Busen zu spucken, wenn man sich selbst gelobt und dadurch den Neid der unheimlichen Mächte herausgefordert hatte. Ebenso war es ein Aberglaube der Ammen, wenn ein Fremder das Kind ansehe oder wenn man es schlafend beschaue, so habe dieß einen nachtheiligen Einfluß auf sein Gedeihen und gegen diesen müsse man es durch dreimaliges Anspucken wahren. Aehnliche Tollheiten kommen ja noch heutzutage in denselben und in höheren Regionen vor. — Licinus, ein ehemaliger Sklave des Augusts (nicht des Cäsar, welche Angabe nur auf Mißverständniß zu beruhen scheint), von diesem zum Präfekten Galliens gemacht, in welcher Eigenschaft er sich so unmäßig bereicherte, daß sein Name, wie der des bekannten Triumvir Crassus sprichwörtlich wurde für einen Nabob. Solchen Reichthum wünscht die Alte dem Kleinen. — Rosen erblühen ein ähnlicher Ausdruck ist der vulgäre: wo der hinschlägt, da wächst kein Gras mehr.

V. 39 hat der Dichter vergessen, daß er oben als Handelnde die Großmutter und die Tante genannt hat, eine kleine Nachläßigkeit, welche bei der geistigen Verwandtschaft aller dieser Personen nahe genug lag und wofür derselbe jedenfalls durch die fünf Seiten lange Erörterung Hauthal's über diesen Gegenstand hinreichend gestraft ist.

V. 41 ff. Thörichte Bitten für sich selbst, seine Person und seine Habe, thöricht dadurch, daß man zu Erreichung des Zwecks Mittel wählt, welche diesen unmittelbar und nothwendig eludiren. So ist ein Gebet um Gesundheit und ein glückliches Alter natürlicherweise vergeblich, wenn man dabei Diätfehler begeht, und ein Gebet um Reichthum,

wenn man seine Rinder nutzlos schlachtet. Persius zeigt sich hiebei als aufgeklärter Mann mit rationellen Ansichten.

V. 52 ff. Psychologische Genesis dieser Vorstellungen. Die Götter sind nur Projectionen des Ichs. Die ehernen Brüder nennt Persius mit einem etwas spöttischen Ausdruck die ganze Göttersippschaft, wie sie im Pantheon als eherne Statuen beisammen stand. Wenn nun einer derselben einem Menschen einen Traum sendet, worin er ihn auf eine Gefahr oder einen Vortheil aufmerksam macht, so sucht dieser seine Dankbarkeit zu bezeigen. Er thut dieses, indem er die Bildsäule des betreffenden Gottes ganz oder zum Theil (z. B. den Bart, das Haar) vergolden läßt, und meint damit demselben einen besonders großen Gefallen erwiesen zu haben. — V. 58 sunto nimmst du (der bisher angeredete Jemand, das Publikum) dir vor, gelobst du.

V. 59. Des Numa (irdenes) Geschirr, das zu seiner Zeit und auf sein Geheiß in den Tempeln angewendet wurde. Das Erz des Saturnus. Man hatte in Mittel-Italien lange Zeit blos Kupfergeld und dieses in sehr unbehilflichen, theilweise sogar mehrere Pfund schweren Stücken, welche nicht geschlagen, sondern gegossen, nicht gezählt, sondern gewogen wurden. S. Pauly's Real-Encyklopädie I, S. 179 f. Auf diese alten mythischen Zeiten weist auch Saturnus zurück, der einstige Herrscher Italiens, in dessen Tempel noch spät die Schatzkammer (eig. die Kupferkammer, aerarium) sich befand. — Die Urnen worin die Vestalinnen Wasser zum Tempel ihrer Göttinn trugen, waren anfänglich ebenfalls von Thon. In diesem Material lieferten die Etrusker, von welchen ja die Römer einen bedeutenden Theil ihrer Religion herübergenommen hatten, besonders vorzügliche Arbeiten.

V. 63. Fleisch ist hier ganz in der christlich-biblischen Bedeutung zu nehmen: Sinnenwelt, Sinnlichkeit; denn es bezieht sich auf das Gold.

Auch dieß könnte darauf führen, daß Persius in irgend einer Beziehung zu dem Christenthum gestanden sey.

V. 64 ff. Mit der einreißenden Fleischlichkeit bringt Persius in Verbindung, daß man sich von der Einfachheit, der Natur entfernt habe bis in die kleinen Verhältnisse und Bedürfnisse hinein. So hat man dem Oele, hat man der Wolle seine ursprüngliche Beschaffenheit genommen, indem man in jenes wohlriechende Casia (s. Pauly's Real-Encyklopädie II, S. 182) auflöste, diese (von der hier als eine der berühmtesten Gattungen die calabrische genannt ist) färbte, was Beides dem Stoiker als ein Verhunzen der Natur erscheint. So hat man auch die Perlen und die Metalle aus ihrem natürlichen Zustande herausgerissen. So sündhaft Alles dieses dem Dichter erscheint, so erkennt er doch an, daß es nicht ganz nutzlos sey; man kann doch das Oel z. B. noch brauchen auch in dieser verpfuschten Gestalt. Aber von dem Gold in dem Tempel kann man nicht einmal dieß zugeben; es ist ganz und gar zwecklos; die Götter können damit so wenig anfangen, als Venus mit den Spielpuppen, welche die Jungfrau beim Austritt aus dem Kindesalter ihr zum Geschenke macht.

V. 71 ff. Die erwünschteste Gabe ist den Göttern was vom Gemüthe ausgeht und was von äußeren Verhältnissen unabhängig ist. Denn mancher äußerlich Reiche steht in Bezug auf sittlichen Werth weit unter dem Armen und ist daher auch von den Göttern weit weniger geliebt. Als Beispiel der ersten Art ist ein Nachkomme des in jeder Beziehung tüchtigen M. Valerius Messala Corvinus genannt. Dessen zweiter Sohn lebte unter Tiberius und machte diesem gegenüber auf schnöde Weise den Schmeichler; auch zeichnete er sich durch seine Schlemmerei aus, was sich durch Triefäugigkeit und sonstige Abgelebtheit rächte. — Mehl, Mehlfladen, also die an sich werthloseste Gabe.

Zur dritten Satire.

Will man das Thema dieser Satire recht allgemein und im modernsten Geschmack ausgedrückt haben, so ist es dieses: Das Subjekt und die Philosophie. Was für eine nähere Beschaffenheit aber diese Philosophie und jenes Subjekt habe, erhellt schon aus der genaueren Inhaltsbestimmung: Die Erziehung für und durch die Philosophie. Die Philosophie ist nämlich eine durchaus praktisch gedachte, ist speciell die stoische und das Subjekt ist gleichsam das natürliche, ungezogene, das sich der Philosophie zur Erziehung hingeben, von dieser sich neugebären lassen soll. Die Satire ist also ein Logos protreptikos pros Philosophian, eine Ermahnungsrede zur Philosophie. Der Gang ist dabei im Allgemeinen der, daß durch eine Art Dialektik aus der Natur des unwiedergeborenen Zustandes die Nothwendigkeit der philosophischen Wiedergeburt bewiesen wird. Anschauungen und Reflexionen, Bilder aus dem Leben und predigerhafte Betrachtungen wechseln dabei in der Weise mit einander ab, welche für Persius überhaupt charakteristisch ist. — Die Ausführung leidet an einer gewissen Einförmigkeit der Anlage; nicht nur daß der Gedanke, man solle sich in die Schule der Philosophie geben so lange es noch Zeit sey, zweimal (V. 22. 63 ff.), nur mit verschiedenen Bildern, ausgeführt wird, sondern es wird namentlich auch die Vergleichung der psychischen Zerrüttung mit körperlichem Kranksein dreimal (V. 63 ff. 88 ff. 107 ff.) und zwar jedesmal mit großer Umständlichkeit vorgetragen. Ein weiterer Hauptmangel ist der, daß die Tendenz der Satire ist, für die Philosophie zu gewinnen, während doch die Person, welche das Bedürfniß der Philosophie anschaulich machen soll, eine solche ist, welche — aber vergebens — in diese bereits eingeweiht ist. Der Jüngling eignet sich daher weder zum Repräsen-

tanten des gewöhnlichen, unphilosophischen Bewußtseyns, noch auch (da er vielmehr die Unwirksamkeit der Philosophie beweist) zu einem Lockvogel für die Philosophie. Es zeigt sich schon hierin, wie in der Resultatlosigkeit der ganzen Satire, daß die Philosophie keine genügende Heilung für tiefe Leiden bietet. — Ausgegangen wird — wenn der Ausdruck hier erlaubt ist — von dem Stande der Sünde. Es wird eine Scene aus dem Leben eines jungen Wüstlings in lebendiger Schilderung uns vorgeführt. Der junge Mann gehört aber keineswegs zu den Verworfensten, er hat Streben nach dem Idealen, er weiß das Gute zu thun, aber er thut es nicht, aus sittlicher Schwäche, will es jedoch nicht Wort haben, daß es rein an ihm liege, sondern er schiebt die Schuld davon auf äußere Hemmungen. (V. 1—19.) Diese Entschuldigung wird als nichtig nachgewiesen (V. 19—34); der Grund liege tiefer, der Fehler liege in dem Menschen selbst (vgl. V. 21 f.), seiner Indolenz, seinem Versunkenseyn in das Aeußere (V. 24—30) und es sey jetzt die höchste Zeit, dem abzuhelfen (V. 23 f.); später, wenn er tiefer gesunken, wenn in ihm der Sinn für das Ideale untergegangen, sey es zu spät (V. 31—34). Dadurch kann er sich das herbste Unglück, die bitterste Qual ersparen: die Vorwürfe des Gewissens (V. 35—43)). Nur in der Kindheit ist die Scheu vor Anstrengung, die träge Genußsucht entschuldbar oder erlaubt (V. 44—51); ist aber einmal das Bewußtseyn aufgeweckt, so ist die Fortsetzung eines solchen Lebens verwerflich und strafbar (V. 52—62). Was thun daher? Welches ist der Weg zur Heilung, zur Versöhnung? Die Philosophie und zwar ist es am besten, wenn man sie prophylaktisch anwendet, wenn man durch sie verhütet, daß die Krankheit zum Ausbruch kommt (V. 63—72); nur darf man dabei nicht fortwährend auf das Aeußere den Blick und Sinn gefesselt halten (V. 73—76) und darf sich durch den Spott Unverständiger nicht

irre machen lassen (V. 77—87), man muß sich ihr also ganz und unbedingt hingeben. Ist aber einmal die Krankheit ausgebrochen und hat man dann erst den Arzt zu Rathe gezogen, so muß man wenigstens jetzt ihm schlechterdings folgen und darf nicht zu früh sich für geheilt halten; sonst erfolgt Rückfall, Verschlimmerung, Tod (V. 88—106). Daß man aber an sich schon gesund sey und einer Heilung und eines Arztes überhaupt nicht bedürfe, glaube man ja nicht auf wenige äußere Zeichen hin; die Semiotik und Diagnose des Geistes ist eine andere als die des Körpers (V. 107—118).

V. 1—7. Der Schauplatz ist vor der Thüre eines reichen jungen Römers, die Zeit der Mittag nach einer durchschwelgten Nacht. Noch immer liegt der junge Herr in den Federn in seliger Vergessenheit von Gott und Welt und schnarcht. Inzwischen steht außen sein Gefolge, d. h. die armen Clienten, welche den Reichen bei seinem Ausgehen begleiten, sein Cortège bilden und ihn eben durch ihr Daseyn als reich und angesehen charakterisiren. Unter diesen befindet sich wohl auch der Hausphilosoph, der in jener Zeit für ein unentbehrliches Möbel galt, in dessen Person man sich gleichsam mit der Philosophie abfand, sie sich selbst vom Leibe hielt. Ungeduldig wartet die Schaar bis der junge Herr mit dem Schnarchen zu Ende sey und gnädigst die Augen aufzumachen geruhe. Wie Stunde um Stunde verstreicht, der Mittag heranrückt und jener ersehnte Moment eben noch immer nicht eintritt, so faßt sich endlich einer — ohne Zweifel der Philosoph, der ja dazu gleichsam von Amtswegen berufen war — ein Herz und weckt den Langschläfer. Was hier der Dichter einem aus dem Gefolge beilegt, das thut er V. 58 f. selbst. Dort ist ganz dieselbe Situation, so daß die Beziehung auf die

gegenwärtige Stelle nicht wohl zu läugnen ist. Aber das ist ja überhaupt eine der Hauptuntugenden des Persius, daß die Personen bei ihm, die redenden wie die angeredeten, zu keiner Consistenz, keiner Individualität, keiner persönlichen Haltung gelangen, sondern sich nur als stilistische Wendungen darstellen. — Die Ritzen nämlich der geschlossenen Fensterläden, um modern zu reden.

V. 7 ff. Aufgeweckt will der Edle nun die versäumte Zeit hereinbringen, es geht ihm Alles nicht flink genug und er schmält daher auf die Sklaven in einer Weise, daß man sich nach Arkadien, in das Land der Schäfer und Esel, versetzt glaubt. Dann geht es mit derselben Hast an die Arbeit, etwa das Lesen und Excerpiren eines Buchs, aber, wie natürlich nach solchen Antecedentien, ist er gar nicht in der rechten Stimmung zum Arbeiten. Davon trägt aber die Schuld einzig und allein die Dinte, die Feder u. s. w. — Die Alten beschrieben die Pergamentrolle nur auf einer Seite, der nach innen gekehrten; die auswendige wurde geglättet und bemalt. Ueber das Schreibrohr aus Schilf vgl. Pauly's Real-Encyklopädie II, S. 54 und über die Dinten der Alten die gründliche Auseinandersetzung von Krause, ebendas. I, S. 919 ff. — In Bezug auf die ganze Stelle macht W. E. Weber die feine Bemerkung: „Die Mehrfältigkeit der Schreibmaterialien ist nicht eine Ueberfülle des dichterischen Ausdruckes, sondern stellt sehr treffend das Umständliche und folglich innerer Lust Entbehrende der Art dar, wie dieser vornehme, verwöhnte Jüngling studirt.“ (S. 222.)

V. 16 ff. wird dieses Benehmen als kindisch bezeichnet; wer fähig ist, auf die Dinte zu schimpfen, der würde nur consequent auf derselben Bahn fortschreiten, wenn er nun auch nach Brei und Schlotzer schriee und eigensinnig stampfte und heulte bis man seinen Wunsch erfüllt.

V. 21. Laufest du über schon hier liegt dem Dichter das im

Folgenden weiter ausgeführte Bild von einem Topfe im Sinne, daher die Unterbrechung durch man wird dich verachten ungeschickt ist. Indessen läßt sich auch dieß auf den Topf beziehen: wenn man beim prüfenden Klopfen dich als einen schlechten Topf erkennt, so wird man dich verachten, dich verachtend auf die Seite stellen. Das Rad, natürlich die Töpferscheibe; die Philosophie soll deren Rolle übernehmen.

V. 24 ff. Es wird der Einwendung begegnet, welche auf die Aufforderung, sich der Philosophie zur Bildung hinzugeben, zu erwarten ist, daß man nämlich diese Mühe gar nicht nöthig habe, man habe ja seine unabhängige Existenz und anderweitige Vorzüge in Menge, so daß man schon das Eine und Andere entbehren könne. In der Erwiderung hierauf vermißt man die logische Schärfe eines Horaz.

Das Salzfaß, glänzend gescheuert, dient zu Bezeichnung einer behaglichen, wohlhabenden Haushaltung. Etruskischer Stammbaum, der also noch über die Zeit der Gründung Roms hinausgeht. Obwohl auch Sabiner und Latiner bei dieser Gründung mitwirkten, so erwähnt man doch dieser in solchem Zusammenhang weniger gern, weil nur bei den Etruskern schon vorher eine vornehme, glänzende, gebildete, die Standesunterschiede streng festhaltende Staatseinrichtung war. Im Staatskleid, in der Trabea, welche seit der Kaiserzeit bei feierlichen Gelegenheiten die Auszeichnung der Ritter bildete, s. Pauly's Real-Encyklopädie III, S. 218. Bei eitlen Leuten mochte es vorkommen, daß sie das Gallakleid auch ohne alle äußere Veranlassung trugen (vgl. Horaz Sat. I, 5, 36). So hier, wie es scheint, der Angeredete, wofern nicht trabeate überhaupt so viel ist als eqves (wie in den bei Pauly a. a. O. angef. St.). Die Geringschätzung dieser Vorzüge nimmt sich besonders gut aus in dem Munde des Persius, welcher sie alle selbst besaß.

V. 30 ff. Ein schärferes Auge sieht durch alle diese Mummereien hindurch und läßt sich dadurch in seinem Urtheile über den Menschen selbst nicht irre leiten. — Pferdzeug eine Militärbelohnung. Natta ein aus Horaz herübergenommener Name für einen schlampigen Menschen. Bei Horaz erscheint der Mann als Geizhalz; Persius aber hat dessen Charakter selbstständig ausgeführt. Bei ihm ist der Grund seiner äußeren Unsauberkeit die sittliche Zerrüttung, in Folge deren er so tief gesunken ist, daß er gar nicht mehr zurechnungsfähig ist (frei zieht er) und niemals wieder sich aufraffen kann. Von ihm wird der Angeredete unterschieden. In ihrem Benehmen zwar, ihrem Auftreten, sind sie einander gleich, aber der X., über den Persius die Fluth seiner Deklamationen hergehen läßt, ist noch nicht so ganz unrettbar verloren, so ganz unempfänglich für jede Anregung, so unfähig jedes Aufschwunges, wie Natta. Auf dessen Unempfindlichkeit bezieht sich der Ausdruck, das Fett sey ihm mit den Nerven verwachsen.

V. 35 ff. Natta's Zustand der Stumpfheit, der Erstorbenheit alles sittlichen Lebens ist (wie im Vorhergehenden, namentlich V. 33, indirect lag) in einem gewissen Sinne ein glücklicher, nämlich subjektiv, sofern er sein Elend nicht fühlt; in dieser Beziehung ist weit unseliger derjenige, in welchem das Gefühl seines Zustandes nicht untergegangen ist, den die Furien des Gewissens peitschen, auf dessen Seele das Gute als ein ewig peinigender Stachel liegt. Auch hier treffen wir Persius auf einer wesentlich modernen Bahn. Er hat die Erkenntniß, daß kein von außen kommender Schmerz so bitter, so fressend, so tödtlich ist, wie der im Gemüthe selbst gewachsene, daß die schneidendsten Qualen diejenigen sind, welche aus der innern Zerspaltung des Subjektes selbst hervorgehen, aus dem Dualismus, dem Kampfe im Menschenherzen, wenn das ideale Element in ihm mit seiner glühenden Fackel hinunterleuchtet in die Abgründe

der Gegenwart oder der Vergangenheit, daß das Gewürme dort unten wimmernd durcheinanderfährt. Persius ist hier nahe daran, den Begriff des Gewissens zu erfassen, jener idealen Macht im Gemüthe, aus deren spiegelheller Klarheit der Realität ihr verzerrtes, lichtscheues Antlitz entgegengrinst, und er erkennt richtig, daß wer noch Gewissen hat, zwar nicht unrettbar ist (denn in sich hat er ja dieses ideale Element), aber weit unseliger als der ganz Verworfene; denn eben weil er diesen Peiniger (wozu das ideale Element wird wenn man es in seinen Ansprüchen auf Realität verkürzt) in sich hat, kann er ihn nicht los werden, er mag sich wenden wie er will. Und als einen solchen Menschen, der noch sittliches Bewußtseyn, noch Gewissen hat, charakterisirt er, im Gegensatz zu Natta, seinen Jüngling; um so dringender muß sich dieser aufgefordert fühlen, sich von der drohenden Qual durch Besserung zu befreien. Dieß ist der Zusammenhang der Stelle nach beiden Seiten. — Die Qual des Schuldbewußtseyns ist also die härteste Strafe, schmerzlicher als der glühende Stier des sicilischen Tyrannen Phalaris, und beengender, als die Lage des Damokles (s. Pauly's Real-Encyklopädie II, S. 853), über dessen Nacken ein entblöstes Schwert an einem dünnen Faden von der Decke herabhing. — Obwohl Persius in dem dann weiter Folgenden eine Richtung nimmt, welche an eine Beziehung auf Nero nicht im Ernste denken läßt, so wird man doch durch V. 38 unwillkürlich an das Wort des Tacitus erinnert: trucidatis tot insignibus viris ad postremum Nero virtutem ipsam exscindere concupivit interfecto Thrasea Paeto et Barea Sorano (Ann. XVI, 21). Nero konnte mit seinen Sünderaugen in dieses Licht nicht blicken, er löschte es daher aus.

V. 44 ff. Nur Kinder haben ein gewisses Recht, dem Ernste sich zu entziehen, da für ihr Alter nur das Spielende angemessen ist. Per-

sius veranschaulicht dieß durch eine Scene aus seiner eigenen Kindheit. Bei den römischen Knaben aus dieser Zeit bildeten einen Haupttheil des Unterrichts die Deklamationen (s. Pauly's Real-Encyklopädie III, S. 54 und II, S. 882). Es wurde z. B. als Thema zu einem rhetorischen Aufsatze aufgegeben: Monolog Cato's ehe er zu Utika Hand an sich legte, oder wurde, wenn die Schüler noch nicht so weit vorgerückt waren, ein solcher Aufsatz ihnen dictirt, dieser wurde dann in der Schule vorgetragen, der Vater des Schülers lud zu der Festlichkeit ein Paar gute Freunde ein und hörte während des ganzen Auftritts mit Herzklopfen zu, jeden Augenblick fürchtend, das Söhnlein möchte seine Sache nicht gut auswendig können, stocken, ihn blamiren, etwa wie heutzutage eine Mutter, wenn die Frucht ihres Leibes zum ersten Mal Gottes Wort verkündigt. Aber natürlich konnten Fälle eintreten, die es dem hoffnungsvollen Herrn Sohn wünschenswerth machten, den Vortrag in der Schule nicht halten zu müssen, z. B. nenn er sich von einem lustigen Spiele nicht losreißen mochte, um zu Hause hinter die Arbeit zu sitzen. Was thut er in dieser Noth? Er wird krank; probatum est. Zu diesem Behufe reibt er sich die Augen mit Oel ein, daß sie roth, entzündet werden. Natürlich muß dann der Theure zu Hause bleiben, um sich zu pflegen; es entsteht eine Schulversäumniß, die festgesetzte Deklamation fällt aus.— Von Knabenspielen sind hier drei aufgeführt: zuerst das Würfeln (vgl. Pauly's Real-Encyklopädie I, S. 319 ff.), wobei der Hundspasch, wenn alle Würfel eins zeigen, ein schlechter, verlierender ist, der Sechserpasch aber, wenn alle drei Würfel sechs bieten, Venus genannt, der glücklichste Wurf war (vgl. Pauly a. a. O. S. 322). Sodann das Spiel, wobei mit einem Steinchen oder Anderem etwa nach dem Hals einer Flasche gezielt wird. Endlich das Kreiselspiel.

V. 52 ff. Dagegen für Erwachsene und Gebildete gelten solche

Entschuldigungen nicht; diese müssen an den Ernst des Lebens glauben, ein bestimmtes Ziel sich stecken und mit Beharrlichkeit verfolgen. — V. 52—57 ist Umschreibung des einfachen Gedankens: Du hast (praktische) Philosophie studirt, und zwar erstens stoische, du bist ein Schüler der Stoa d. h. der Halle, in welcher Zeno gelehrt hatte, unter deren Wandgemälden das berühmteste dasjenige war, welches die Schlacht bei Marathon vorstellte. Hier waren natürlich Meder (Perser) in Menge abgebildet und zwar in ihrer Nationaltracht, in Hosen (vgl. Pauly's Real-Encyklopädie I, S. 1162 f.). Weitere Bezeichnungen der stoischen Schule: ihre Anhänger studiren Tag und Nacht, führen ein außerordentlich mäßiges Leben (die Polenta ist Gerstenbrei) und tragen geschorenes Hauptthaar (zu Stärkung ihrer Kopfnerven), während sie den Bart wachsen lassen. — Zweitens pythagoräische Philosophie. Der Samier ist nämlich Pythagoras. Dieser veranschaulichte den doppelten Weg der Tugend und des Lasters an dem griechischen Buchstaben Y, der sich auch in einen Scheideweg spaltet; die rechte Seite stellte Pythagoras als den steilen, schmalen Weg der Tugend dar, die linke als den breiteren, bequemeren Weg zur Sünde. Diese Curiosität verwendet Persius in seiner oben S. 119 bezeichneten Manier zur Bezeichnung der ganzen Philosophie, mit welcher diese Aeußerlichkeit doch im Grunde wenig zu schaffen hat.

V. 58 ff. Wer aber alle diese Bildungsmittel benützt hat, bei dem ist es unverantwortlich, wenn er nichts desto weniger einem planlosen, genußsüchtigen Leben nachgeht. Es klaffet u. s. w. nicht sehr ästhetische Beschreibung eines hohen Grades von Katzenjammer. V. 61 bildet den Gegensatz zu einem planmäßigen, ruhigen und festen Zielen: jedem Raben und Spatzen, den man fliegen sieht durch Dick und Dünn

nachlaufen und ihn mit den Waffen des Kothes und der Steine am Wege verfolgen.

V. 63 ff. Das Bild des Jünglings, welcher das Stichblatt der bisherigen Predigt war (wiewohl auch dieses nicht regelmäßig), wird von hier an faktisch aufgegeben, indem das Folgende zu demselben nicht mehr paßt; ausdrücklich aber nicht, denn auch jetzt noch geht eine Weile die Anrede (Du) in derselben Weise fort, nimmt aber bald (V. 64) auch äußerlich den Charakter der Allgemeinheit an (Ihr) und V. 90 ist gleichfalls die unbestimmte Beziehung ausgesprochen. Aber auch jenes Du ist (vgl. Einleitung S. 35. 45.) nur auf gut Glück ins Publikum hineingesprochen. — Zuerst die erste und beste Kur: das Vorbeugen, gar nicht aufkommen lassen. Wenn sich die Wassersucht schon bei Jemand angesetzt hat, so ist es zu spät, sich häufige Bewegung anzugewöhnen (Horaz Ep. I, 2, 34) und Arzneien einzunehmen. Die Wassersucht war in jenen Zeiten unmäßiger Schwelgerei eine besonders häufige Krankheit und man hielt schwarzen Nießwurz, wegen seiner abführenden Kraft, für ein Heilmittel dagegen. Craterus gleichfalls ein aus Horaz herübergenommener Name für einen berühmten Arzt. Vgl. Pauly's Real-Encyklopädie II, 737. — Als psychisches Heilmittel wird (V. 67—72) die Philosophie angegeben, ohne daß jedoch auch gezeigt würde, welches die Brücke von der Theorie zur Praxis sey und was dazu antreibe, von der blosen Erkenntniß des Rechten den Uebergang zur Uebung desselben zu machen, und was dabei aufrecht erhalte und nicht wanken lasse. Freilich aber ist hiezu die Philosophie nicht zu brauchen, sondern hier wirkt allein die innere Sittlichkeit, der Charakter, die Religiosität. Aber was über die Philosophie hinausliegt, ist außerhalb des Gesichtskreises von Persius. Uebrigens geht auch aus dieser Beschreibung hervor, wie die Philosophie für ihn vorzugsweise so weit, als sie

eine auf das Leben gerichtete, als sie Lebensphilosophie ist, Bedeutung und Werth hat, nicht aber als Wissenschaft, was ja auch namentlich bei den Stoikern gar nicht die Hauptsache war.

V. 73 ff. Bei dieser auf die ideelleren Verhältnisse des Lebens gerichteten Beschäftigung muß man sich aber vor Rückfällen in das Materielle hüten, man darf sich dadurch nicht irre machen lassen, daß äußerlich bei jenen Studien Nichts herauskommt, daß diese Laufbahn nicht so lohnend ist, wie manche andere, z. B. die eines Rechtsbeistandes vor Gericht, eines patronus causae (vgl. Pauly's Real-Encyklopädie I, 78). Die Umbrer sind hier als corpulent, wohlgenährt charakterisirt, die Marser dagegen, durch die Einfachheit und Anspruchslosigkeit des von ihnen Dargebrachten, als zurückgeblieben hinter der allgemeinen Ueberfeinerung. V. 76 bezeichnet die Größe des Vorrathes, den Ueberfluß: noch ist man mit dem ersten Fasse nicht fertig geworden — und dieses ist blos das erste Faß.

V. 77 ff. Die grob materiellen Tendenzen kommen hier zum Worte und persifliren und widerlegen sich selbst durch ihr eigenes Auftreten. Zugleich aber fällt auch auf die Ueberschwänglichkeit und Absonderlichkeit mancher Philosophen ein Theil des Spottes. — Den Redner macht ein Centurio (Anführer einer Abtheilung von 100 Mann), vierschrötig und mit der Gelehrsamkeit und Philosophie auch die Sauberkeit des Aeußern und die Reinlichkeit gering achtend (daher bockelnd). Solon, der bekannte Weise Griechenlands, der persönlich zwar nicht grämlich (aerumnosus) war (vgl. seine Gedichte), aber hier als Repräsentant der Philosophen überhaupt auch dieses Merkmal derselben auf sich nehmen muß. Ueber Arkesilaus, den Stifter der neueren Akademie, vgl. Pauly's Real-Encyklopädie I, S. 675. Läppisch ist übrigens wenn Hau-

thal, dem sogar Hermann beistimmt, hier Salones lesen will, um die Unwissenheit des Centurionen zu bezeichnen, welcher nicht einmal den Namen dessen, welchen er verhöhnen wolle, recht kenne. Dieses paßt gar nicht zur Haltung der Stelle, zur Anführung des Arkesilaus und zu dem Citate V. 84. Den Mönchen mag ihr Salomo oder was sonst immer im Kopf gesteckt haben, als sie Salones niederschrieben, wofern dieß mehr als ein gewöhnlicher Schreibfehler seyn soll. — V. 80 sind die wunderlichen Manieren und abstrusen Erörterungen der Philosophen persiflirt. Die letztern werden mit dem Gefasel, Deliriren des lange schon und deßhalb schwer Kranken verglichen.

V. 88—106. Eine Krankengeschichte, deren Absicht in diesem Zusammenhange ist, die Lehre einzuschärfen, daß man während der Krankheit dem Arzte folgen müsse und nicht allzufrühe sich für genesen ansehen dürfe. Die Anwendung auf das Psychische und die Philosophie wird nicht ausdrücklich gemacht, liegt aber nahe. — Die folgende Nacht; im Original heißt es: die dritte, was aber auf keine Weise sich in den deutschen Vers fügen will, wofern man nicht die Correctheit und Consequenz aufopfern will. — In ziemlich bescheidener Flasche Persius sagt: in mäßig dürstender; sie hat keinen großen Durst und schluckt daher nicht viel, nimmt nicht viel in sich. Der Patient traut sich doch selbst nicht recht, daher er des Guten nicht mehr thut. Surrentiner, ein (wenn er alt ist) milder, nicht starker Wein, daher für Reconvalescenten sonst geeignet; aber unser Kranker ist eben noch nicht so weit, Reconvalescent zu seyn. Natürlich beschleunigt dieser Diätfehler nur das Ende, das, wie alle Merkmale beweisen, ohnehin bald eingetreten wäre. V. 103 — 106 sind lauter Gebräuche bei der Beerdigung angedeutet, über welche im Allgemeinen auf Pauly's gründlichen und eleganten Artikel Funus in seiner Real-Encyklopädie III, S. 536 ff.

zu verweisen ist. Die Quiriten von gestern, welche erst seit gestern das römische Bürgerrecht haben, sind Sklaven des Verstorbenen, denen er durch sein Testament die Freiheit geschenkt hat. Diese tragen seinen Leichnam zum Scheiterhaufen. Bedeckten Hauptes. Sie tragen heute zum ersten Mal einen Hut, welcher das Zeichen der Freiheit ist.

V. 107 ff. Auf eine nicht sehr gewandte und kunstvolle Weise übernimmt nun zum Ueberfluß der Dichter selbst die Rolle des Arztes; eine neue Scene, ungefügig nach vornen und hinten, weder an das Bisherige sich organisch anschließend, noch auch zu einem künstlerischen Abschlusse führend. Der Gedanke ist im Allgemeinen: wer kein bestimmtes äußeres Leiden hat, der ist deßwegen noch nicht gesund; auch die Leidenschaften sind Krankheiten, nur psychische. Als solche sind aufgeführt zuerst Lüsternheit, dann Schwelgerei, weiter Angst, endlich Zorn. Im Einzelnen sind diese mit treffenden Zügen und lebendig gezeichnet, z. B. der Mangel an Genügsamkeit, Mäßigkeit, Entbehrungskraft durch die übel motivirte Ablehnung des Vorschlags, sich mit grober Kost zu begnügen. Das Geschwür, dem er wehe thun würde mit harter Speise, latet, d. h. es ist nicht sichtbar, es ist zu tief im Halse, als daß man es sehen könnte, wodurch der Versuch einer Ocularinspektion gleich abgeschnitten werden soll. — V. 118. In der Leidenschaft, im Zorn machst du Streiche, welche dich, die Tollheit des Orestes als Null gesetzt, immer noch als toll erscheinen ließen; es ist also bei dir eine potenzirte Tollheit. (Freilich könnte man auch sagen, wen ein Narr für einen Narren hält, der muß ein gescheidter Mann seyn.) Was aus diesem psychischen Kranksein folgt, ist (wenn es auch nicht ausgesprochen ist), daß man somit eines entsprechenden Arztes, also der Philosophie, bedürftig sey, worauf ja die ganze Satire abzielt.

Zur vierten Satire.

Das Thema dieser Satire gibt der letzte Vers an; es ist der bekannte Spruch an dem Tempel zu Delphi: lerne dich selbst kennen! Die Selbstkenntniß mit Allem was aus dieser hervorgeht, was daraus für unser Verhältniß zu unseren Nebenmenschen folgt, wird in der Satire eingeschärft. Hat man jene, so weiß man, wie fehlerhaft und unvollkommen man ist, wie sehr man der Weiterbildung bedarf, und wie wenig man sich vor Andern unterscheidet. In Folge dessen wird man von Selbstüberhebung sich ferne halten, sich nicht in Anderer Angelegenheiten mischen, als wäre man mit den eigenen schon fertig, wird nicht Anderen befehlen zu dürfen glauben, wird Huldigungen und Schmeicheleien bescheiden ablehnen, und, im Bewußtseyn der eigenen, offenen und heimlichen, Schwächen und Gebrechen, vor liebloser Beurtheilung Anderer sich hüten. Dieß sind im Allgemeinen die Gedanken unsrer Satire. Die Ausführung schlägt folgenden Weg ein. Der Gegenstand ist ein von Sokrates mit vieler Liebe und häufig behandelter, ist gleichsam das Grundthema seines ganzen Wirkens, daher es natürlich war, daß Persius an diesen sich erinnerte und an ihn anknüpfte. Er kleidet den Anfang seiner Satire ein in ein Gespräch zwischen Sokrates und Alkibiades und bemüht sich dem Ton und der Haltung des Dialogs einen sokratischen Anstrich zu geben. Der junge Alkibiades ist eben im Begriff, seine politische Laufbahn zu eröffnen, sich dem Dienste des Volkes zu widmen, der aber zugleich ein Beherrschen, Lenken desselben ist. Sokrates stellt ihn nun hierüber zur Rede und zieht seinen Beruf und seine Befähigung hiezu in Zweifel, indem er weder die nöthige Reife besitze, noch auch sich in wesentlichen Punkten so von dem Volke unterscheide, daß er zu dessen Leiter berufen seyn könne (V. 1—22). Hiebei hat sich

Persius in bestimmter Weise an den pseudoplatonischen ersten Alkibiades angeschlossen, welcher Dialog eben dieses Thema behandelt. Uebrigens mußte der Versuch, die sokratische Eigenthümlichkeit nachzubilden, nothwendig mißlingen, da sich von dem, worin diese besteht, von der Methode der Darstellung, natürlicherweise kein Auszug geben läßt; Persius hat sich daher nur an einige äußerlich hervortretende Züge gehalten, an die Ironie des Sokrates und sein Benützen des täglichen Lebens und des gemeinen Volkes, und hat diese Züge etwas stark aufgetragen, auch, in der Weise der römischen Schriftsteller, die specifisch attische Färbung nicht streng durchgeführt (vgl. zu V. 8). Uebrigens gibt er diese Einkleidung bald wieder auf, indem er in unverhüllt moralisirender Weise eine zweite Folge der mangelnden Selbstkenntniß ausführt, das rücksichtslose, schmähsüchtige Beurtheilen Anderer (V. 23—32), welches nur auf das eigene Haupt zurückfällt, indem eben das, was wir Andern anthun, uns dann wiederum von Andern widerfährt (V. 33—41). So leben wir in gegenseitiger Befehdung (V. 42). Nur was man vor den Augen der Leute versteckt, ist sicher vor Angriff und wird sogar von dem, an dem es ist, als nicht vorhanden betrachtet (V. 43—46). Zu dieser Gattung gehören auch die sittlichen Gebrechen, die Fehler des Charakters. Auch über diese sehen die Leute hinweg und weil man von Niemand einen Vorwurf darüber vernimmt, vielmehr nur Lob, so vergißt man selbst ihr Vorhandenseyn und glaubt wirklich den Schmeichlern (V. 46—50). Ein Blick in das eigene Innere muß davon abbringen, muß das Urtheil über sich selbst bescheidener machen (V. 51 f.). — Daß in der Satire eine durchgängige Beziehung auf Nero gefunden wurde, brauchen wir nur als exegetische Curiosität anzuführen; für Jedermann, der seine gesunden fünf Sinne hat, bedarf das heutzutage keiner Widerlegung. — Uebrigens hält Jahn diese Satire für die früheste des Persius, wofür

aber freilich niemals Gründe beizubringen seyn werden; namentlich beweisen die obscönen Stellen eher dagegen, weil die Jungfräulichkeit des Persius doch wohl nicht mit den Jahren zugenommen haben wird. Vgl. übrigens Einl. S. 25 ff.

V. 1—22. Sokrates, der (als Philosoph) bärtige Meister, der durch Schierling starb, fragt den Mündel des großen Perikles, den Alkibiades, wie er dazu komme, sich mit den Angelegenheiten des Volks befassen zu wollen? Die dabei zu Grunde liegende Ansicht ist, daß es zweckmäßiger wäre, wenn er sich mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigen, diese vorher abmachen, zuerst vor seiner eigenen Thüre kehren würde, ehe er Andere berathen wollte. Diese Erkenntniß sucht er dadurch herbeizuführen, daß er ihm bemerklich macht, wie ungenügend seine Vorbereitung, wie zweifelhaft seine Befähigung und Würdigkeit für diese Stellung sey. Er wendet — als Sokrates — hiebei das Mittel der Ironie an, freilich in einer schneidenderen und plumperen Weise als der platonische Sokrates zu thun pflegt. Ironisch ist nämlich zu verstehen V. 4—13. V. 14 ff. tritt (bei Persius noch unvermittelter als in unserer Uebersetzung) dann der Ernst ein, aber auch dieser wieder mit ganz unattischer und namentlich unplatonischer, aber sehr römischer Schroffheit und Plumpheit und in stoischem Predigerton.

V. 8. Quiriten (was die charakteristische Anrede für die römischen Bürger ist) redet hier Alkibiades seine Athener an, ein künstlerischer Verstoß, wie ihn die römischen Schriftsteller theils in Folge des in dem ganzen Alterthume bemerklichen Mangels an historischem Sinne, theils die Römer insbesondere gemäß ihrem allgemeinen Synkretismus und ihrer ästhetischen Interesselosigkeit unzählige Male begehen. So=

gar Horaz, der sonst unter den Römern noch den meisten Künstlertakt und Formensinn besitzt, thut dasselbe in Sat. II, 5 außerordentlich oft (vgl. V. 14. 15. 32 und sonst), nur daß es hier vielleicht Absicht ist, indem er in seiner Humoristenmanier die von ihm gewählte Einkleidung selbst wieder illusorisch macht und persiflirt. — Der folgende Vers gibt nur die äußersten Umrisse einer solchen Rede, worin theils gegen einen bestimmten Vorschlag gesprochen, theils ein anderer an seine Stelle gesetzt wird. Doch contrastirt die Trivialität und Leerheit dieses Registerstils wohl absichtlich mit der pathetischen, feierlichen Anrede und dem vorausgegangenen erwartungsvollen majestätischen Winken, um sich Ruhe und Stille zu verschaffen und diese wichtigen Worte zu sprechen.

V. 10—14 bezieht sich auf die Fähigkeit, praktische oder ethische Schwierigkeiten sicher und gründlich zu lösen. Das Theta, dessen sich der nicht immer zur rechten Zeit gelehrte Persius erinnert, ist der Anfangsbuchstabe des griechischen Wortes für Tod (Thanatos) und wurde unter Anderm von den Richtern, auf ihren Stimmtäfelchen bei Todesurtheilen, angewendet, daher es düster heißt. Das Theta vor das Schlechte (oder die Schlechten) setzen heißt also: es zum Tode verurtheilen. — V. 15 wurde der sehr wenig gebildete und geschmackvolle Ausdruck des Originals absichtlich vermieden. Früh, nämlich früh Morgens und also dann den ganzen lieben langen Tag sich dem Volke präsentiren und sich Complimente machen lassen. Weit angemessener wäre es, wenn er vielmehr Antikyra (vgl. Pauly's Real-Encyklopädie I, 524), d. h. den dort wachsenden Nießwurz, der den Leib und damit — nach der Anschauung der Alten — auch den Geist ausfegt, lauter, d. h. unvermischt, weil bei einer so tief eingewurzelten Krankheit starke Dosen nöthig sind — gebrauchen würde.

V. 17—22 führt aus, wie wenig sich der Angeredete von den

übrigen Menschen unterscheide und wie ungegründet sonach sein Anspruch sey, sich über sie zu erheben. Er steht ganz auf dem Standpunkt der gewöhnlichen Menschen, auf dem der unmittelbaren, unbefangenen Sinnlichkeit. Nichts geht ihm über ein gutes Essen und über ein Stündchen behaglich im Sonnenschein verträumt. Man pflegte sich nämlich nach dem Bade, wenn man sich gesalbt hatte, nackt an die Sonne zu legen oder im Sonnenschein auf- und abzugehen. Doch thaten es mehr nur müßige und alte, fröstelnde Leute und nur in Rom, nicht in Athen. — Die folgende Appellation an das gemeine Bewußtseyn, das Hineingreifen in die Menge, das Hinstellen und Befragen des Nächsten Besten, soll an die Sokratische Art erinnern, ist aber nicht glücklich gewählt. Denn schwerlich wird es des alten Mütterchens erster Wunsch seyn, ihre Reize den Blicken von Jedermann auszustellen, und ein warmes Süppchen ist ihr wohl lieber als ein köstlicher Braten. Dinomache ist der Name der Mutter des Alkibiades; Baucis überhaupt ein griechischer Weibername. Die nächste beste Händlerinn, welche ihr Arcanum quacksalberisch anpreist, ist eben so gescheidt wie du. Auch sie preist etwas Werthloses und eher noch Schädliches (das im Texte genannte Basilienkraut wird als Aphrodisiacum erwähnt) als Universalmittel und Panacee; so du deine Schönheit und edle Geburt, die dich doch zu einem Staatsmanne noch nicht macht.

V. 23 ff. Persius spricht jetzt in directer Rede und ohne weitere Einkleidung die allgemeine Bemerkung aus, daß Selbsterkenntniß ein gar zu seltener Vorzug sey, Jeder bekümmere sich weit mehr um seine Nebenmenschen und deren Mängel und Fehler, als um sich selbst. In der Ausführung wird V. 24 auf den Spruch des Aesop angespielt: Jeder Mensch trage zwei Säcke voll Fehlern; den einen Sack, mit den Fehlern Anderer, trage er vornen, den andern, mit den eigenen Fehlern,

trage er hinten, wo er keine Augen hat. Nur hat Persius das Dictum auf eine nicht geschickte Weise abgeändert, indem er nicht einen Einzelnen, sondern eine ganze Reihe von Menschen sich denkt, welche alle solche Säcke tragen. Aber wie dieß? Der Erste also hat auf dem Rücken die eigenen Fehler, sieht also nur die fremden, die er vornen hat. Was für ihn hinten ist, ist aber für seinen Nachmann vornen; dieser sieht also die Fehler des A ganz gut, wie steht es aber nun mit seinen, des B, Säcken? Damit sein Nachmann, C, die Fehler des B gewahren kann, muß B gleichfalls seine eigenen auf dem Rücken tragen; wozu hat er aber noch vornen einen Sack mit fremden Fehlern herabhängen, wenn er die Fehler des A ohnehin schon vor sich hat? Man muß sich also wohl die ganze Reihe im Sinne des Persius so denken, daß Jeder, auch A, nur Einen Sack trägt, den mit den eigenen Fehlern, aber diesen im Rücken, so daß er selbst Nichts davon gewahrt. Nur hat auf diese Weise die Vorstellung gewiß nur verloren; nicht nur, daß es abgeschmackt und lächerlich ist, sich eine lange Gansreihe solcher Sackträger zu denken, sondern es ist dann überhaupt das Bild von einem Sacke unmotivirt, bedeutungslos, sogar störend, da unmittelbar vorher (V. 23) gesagt ist, daß man seine Fehler in seinem eigenen Innern verschlossen trage. — Zu spectatur ist nach einer im Griechischen und Lateinischen (vgl. Krüger, Grammatik §. 660, 1) häufigen Wendung aus dem negativen nemo herauszunehmen das positive ab omnibus, ab unoqvoqve.

V. 25 ff. Fragt man ganz einfach und zufällig nach einem Menschen, so bekommt man eine ganze Fluth von Medisance mit in den Kauf, eine detaillirte schmähsüchtige Schilderung des ganzen Menschen und seines Lebens. Die Erwähnung seines Reichthums ist z. B. das Signal, auf seinen Geiz zu schimpfen. Vettidius wahrscheinlich nur ein willkürlich gewählter Name. Cures (vgl. Pauly's Real=

Encyklopädie II, S. 779) ein sabinischer Ort. Die Ausdehnung der dortigen Besitzungen des Vettidius wird durch die sprichwörtliche Ausdrucksweise bezeichnet: kein Falke umfliegt sie.

V. 27. Der Genius als das hypostasirte Lebensglück ist dem Geizigen gram, weil dieser sich um sein Lebensglück bringt, also den Genius betrügt, verkürzt. Um ihn als geizig zu charakterisiren, wird sein Benehmen an dem Feste der Compitalien geschildert. Die Compitalien wurden zu Ehren der Lares compitales gefeiert, d. h. der Schutzgötter der Kreuzwege, auf welchen auch offene Tempel der Laren standen. Bei diesem Feste versahen Sklaven den Priesterdienst und es war dieser Tag ein Fest für sämmtliche Sklaven, an welchem sie sich gütlich thun durften. Denen des Vettidius wird aber dabei knapp zugemessen und der Herr selbst gönnt sich nicht einmal so viel; wenn er es aber am Festtag so macht, so kann man sich denken, wie es sonst hergeht. Das Aufpflanzen des Joches (in den hölzernen Kapellen der Lares compitales?) bezeichnet das Rasten der Arbeit (des Pflügens) am Festtage. Auf welchen Gebrauch sich aber der Ausdruck näher beziehe, ist nicht bekannt. Das Gesinde jubelt (V. 31), weil der Breitopf, so wenig er an sich etwas besonders Leckeres ist, doch bei ihnen so gar selten zu sehen ist.

V. 33 ff. Aber mit welchem Maße du Andern missest, wird dir wieder gemessen: wie du über den Geiz Anderer schmähest, so schmähen Andere auf deine Ueppigkeit, Liederlichkeit, Schamlosigkeit. Letztere wird belegt durch die Unsitte des Angeredeten, sich den untern Leib ganz haarlos zu machen, während er die Barthaare sorgfältig cultivire. Beides gehörte zum Begriff eines damaligen Elegant. Der erste Unfug gehört zu den Unbegreiflichkeiten, auf welche diese im Unnatürlichen und Eckelhaften aus Uebersättigung und Langerweile gleichsam experimenti-

rende Zeit verfiel; das Zweite betreffend, so war es zwar längst allgemeine Gewohnheit in Rom, sich scheeren zu lassen (s. Pauly's Real-Encyklopädie I, S. 1058), aber die Stutzer ließen sich die Gelegenheit, einen Theil ihrer Zeit mit Frisiren und Parfümiren des Bartes todt zu schlagen, durchaus nicht nehmen. So ist die scheinbare Inconsequenz der beiden Gewohnheiten in Wahrheit doch vielmehr eine Consequenz. Lefzen benennt Persius den After des Kerls, wegen des muliebria pati. Mehlwurm gleichfalls in obscönem Sinne statt Penis. — Den Reflexionen, welche V. 37 ff. über jene Unnatürlichkeit angestellt sind, kann man freilich nicht nachsagen, daß sie die Sache vom ethischen Gesichtspunkt auffassen. Aber das ist auch gar nicht die Absicht und Aufgabe des Dichters, so wenig als vorhin in Bezug auf den Geizigen. Er will ja nur anschaulich machen, wie die Leute einander verlästern und lächerlich zu machen suchen, einer des Andern Fehler aufdeckt und blosstellt.

V. 42 ff. Das sociale Leben ist so ein allgemeiner gegenseitiger Krieg. Nach außen kommt es jedoch nur darauf an, die Wunden zu verbergen; nach innen ist freilich damit Nichts gewonnen und es ist eine Lüge, wenn man den Schmeicheleien der Leute glaubt. Macht man sich heimisch im eigenen Inneren, so lernt man den wahren Bestand kennen, so überzeugt man sich, wie viel zur Vollkommenheit und zum Verdienen von Lob noch fehle. — Ueber den Bauchgurt der Gladiatoren vgl. Pauly's Real-Encyklopädie I, S. 1056.

Der Richtort, der Ort, wo der Prätor zu Gericht saß, wo z. B. die Schuldklagen vorgebracht wurden, war bei dem von Scribonius Libo errichteten brunnenähnlichen Gemäuer (puteal). V. 49 ist somit von einem proceßsüchtigen, intriganten Menschen die Rede. Was den Ausdruck: Löcher ins Pflaster treten betrifft, so kann ich im Augen-

blick nicht sagen, in wie fern er auf den genannten Ort wirklich Anwendung leidet, ob dieser gepflastert war. Sollte er aber auch nicht passend seyn, so ist er wenigstens wohl lange nicht so absurd wie der von Persius selbst gewählte.

Der Schuster ist genannt anstatt des Pöbels überhaupt, pars pro toto.

Zur fünften Satire.

Diese Satire ist an den väterlichen Freund des Persius, an den Stoiker Cornutus gerichtet, jedoch nicht in der Weise, wie die zweite an Macrinus gerichtet war, daß der Name an die Spitze gestellt wird, ohne daß nachher eine wirkliche Beziehung auf den Angeredeten zu bemerken wäre, sondern hier nehmen einen großen Theil der Satire persönliche Verhandlungen mit Cornutus ein (bis V. 64) und auch das weiter Folgende steht insofern in Beziehung auf ihn, als es nachdrücklich zu der — eben von Cornutus gelehrten — stoischen Philosophie auffordert und einen Hauptsatz derselben in positiver Weise, doch mit vorherrschend polemischer Richtung ausführt. Es ist dieß der Satz, daß frei nur der (stoische) Weise sey. Schon in der Wahl dieses Satzes zeigt sich ein bemerkenswerther Unterschied von Horaz, der bekanntlich gleichfalls häufig stoische Sätze behandelt hat, besonders Sat. II, 3, deren Thema das Paradoxon ist, daß alle Menschen — den Weisen ausgenommen — Narren seyen. Dieser Satz gab nicht minder reiche Gelegenheit zu polemischen Zügen, satirischen Schilderungen, zu Hieben rechts und links, wie die Nachweisung der allgemeinen Unfreiheit, nur hat er zugleich eine heitere, lustige Form, nicht eine ernsthafte, moralpredigerische,

schulmäßige wie der von Persius gewählte. Damit hängt zugleich die Verschiedenheit der Ausführung zusammen. Dem Horaz ist sein Satz nur das Mittel der Polemik, die Waffe zum Angriff, weiter hat er für ihn keinen Werth und er persiflirt ihn durch seine carikirende Ausführung wie durch die Person dessen, den er ihn vortragen läßt; bei Persius dagegen ist der Satz noch mehr Zweck als Mittel, er will ihn beweisen, durchführen, rechtfertigen, es ist ihm heiliger, blutiger Ernst dabei. Horaz bringt während des ganzen Kampfes die Pfeife nicht aus dem Munde, das feine Lächeln nicht von den Lippen, Persius ist mit ganzer Seele bei dem Streite, er sieht, er denkt nichts Anderes. Demgemäß ist auch der Eindruck Beider ein verschiedener. Horaz schaukelt die Gedanken und Gefühle des Lesers rastlos hin und her; wenn dieser an einem Punkte festen Fuß fassen will, so scherzt er ihn wieder davon weg und läßt ihm keine Ruhe bis zu Ende; aber auf diesem Gange kommen die verschiedenartigsten Gesichtspunkte zur Betrachtung, es bleibt keine Seite der Sache unangedeutet, unausgeführt und am Ende hat der Leser in Folge dessen sich selbstständig ein festes Resultat gebildet; Persius dagegen gibt nur Eine Seite der Sache, läßt überall eine bestimmte Tendenz durchblicken und das Resultat davon ist, daß der Leser, der schon vorher dieselbe Ansicht hatte, ihm glaubt und beistimmt, der Andersdenkende aber nicht nur nicht bekehrt wird, sondern sogar auch gegen das Einzelne, worin er sonst allenfalls beistimmen würde, wegen seines Zusammenhangs mit der Grundtendenz sich mißtrauisch gestimmt fühlt. Ohnehin ist nur das Verfahren des Horaz das des freien Künstlers, Persius das des Predigers. — Dasselbe gilt auch von der Art wie der Erste Sat. II, 7, 46 ff. den Satz ausgeführt hat, daß nur der Weise frei sey; er thut dieses mit beständiger Polemik gegen sich selbst, eine

Objectivität und Unbefangenheit, von welcher Persius sehr weit entfernt ist.

Während sich andere Dichter hundert Stimmen und Zungen wünschen für irgend einen hohlen, luftigen Gegenstand, wünsche ich mir dieses, um Cornutus meinen innigsten Dank darzubringen (V. 1—29). Er war der Lehrer, Freund und Beschützer meiner Jugend (V. 30—44), mit ihm verbindet mich die innerlichste, unwandelbarste Harmonie (V. 45—51). Das Materielle dieser Einwirkung wird näher bestimmt durch Beschreibung der Stellung des Cornutus. Wie Jeder seine eigenthümliche Liebhaberei und Beschäftigung hat, so Cornutus die mit der stoischen Philosophie, welche er Jüngeren einpflanzt (V. 52—64). Diese Gelegenheit zur sittlichen Ausbildung sollte von Jedermann benützt werden, und zwar ist jeder Augenblick, wo man es nicht thut, ein unersetzlicher Verlust (V. 64—72). Dort kann man sich das Eine, was Noth ist, holen, — Freiheit. Nicht zwar die äußerliche, bürgerliche Freiheit, die leicht herbeigeführt ist und nichts Wesentliches anders macht (V. 73—82), aber es gibt noch eine andere als die äußerliche (V. 83—90) und diese innerliche kann nicht der Prätor geben, sondern nur der, der sich auf das Innerliche, Geistige versteht, es zu seiner Lebensaufgabe macht, und der diese Freiheit selbst hat, der Philosoph, der Weise, alle Andern sind durchaus unfrei (V. 91—123). Zwar können sie daneben äußerlich frei seyn (V. 124—129), aber wer im Innern Herren, Gebieter hat, welche ihn nach verschiedenen Seiten zerren (V. 129—156), der ist nicht frei und wird es auch so leicht nicht, Rückfälle bedrohen ihn jeden Augenblick auch nach scheinbarer Emancipation (V. 157—174); das Zusammennehmen des ganzen ungeschwächten Willens ist erforderlich, wenn man wirklich und gründlich frei werden will; sonst ist man ein Spielball der entgegengesetztesten Leidenschaften und Gefühle

(V. 174—188). Freilich mit solchen Erörterungen kann man bei Leuten des gewöhnlichen, grobmateriellen Schlages nicht ankommen (V. 189—191).

V. 1—29. Persius erwähnt zu Eingang der Dichtergewohnheit, sich für den jedesmaligen Gegenstand statt Einer Stimme hundert zu wünschen, um denselben erschöpfend und würdig besingen zu können. Ehe er aber hievon die Anwendung auf sich selbst machen kann, läßt er sich von Cornutus durch die Bemerkung unterbrechen, daß dieses allerdings Sitte der Dichter sey, aber nicht solcher, wie Persius, der sich ja vielmehr das gewöhnliche Leben zum Gegenstande ausgewählt habe; diesem solle er auch dießmal nicht ungetreu werden. In der Erwiderung beseitigt Persius die Besorgniß, als würde er wie in Beziehung auf jenes Formelle, so auch im Materiellen an die pathetischen Dichter sich anschließen; wenn auch er den Wunsch nach vervielfachten Stimmorganen ausspreche, so geschehe es nur, um dem Cornutus seinen Dank auf angemessene Weise darbringen zu können.

Was den erwähnten Dichtergebrauch selbst betrifft, so ist der Urheber desselben Homer, der (Il. II, 488—490) sagt, er würde die Menge der vor Ilium Gezogenen nicht aufzählen können, auch wenn er zehn Zungen und zehn Kehlen und eine unzerbrechliche Stimme und eine eherne Brust hätte, wofern ihm nicht die Musen Beistand leisteten. Diesen Ausdruck haben die römischen Dichter nach ihrer Sitte noch gesteigert, haben aus den zehn Stimmen hundert und tausend gemacht und die Phrase auch noch auf solche Fälle angewendet, wo es gar nicht auf besondere Stärke und Ausdauer der Stimmorgane ankommt, wie es in dem Falle des Homer, in der Aufzählung der unendlich langen Reihe

der Kämpfer, allerdings noch der Fall ist. Beispiele in Menge geben die Ausleger zu unserer Stelle.

V. 3. 4. Sowohl für tragische als für epische Stoffe pflegen die Dichter sich solcherlei zu wünschen. Der Tragöde, tragische Schauspieler, schreit die Stücke aus düsterer Maske. Bekanntlich hatten die Schauspieler bei den Alten Masken vor dem Gesicht; die Rolle, welche sie spielten, war keine individuelle, sondern trug einen allgemeinen, typischen Charakter, und so wäre ein Hervortreten der Individualität des Schauspielers nur unpassend und störend gewesen. Unter den Masken gab es zwei Hauptgattungen mit vielen Unterarten: die komische und die tragische. Letztere, die ernste, düstere, ist hier gemeint. Alle aber hatten einen auffallend großen Mund, damit der Ton der Stimme verstärkt wurde, was bei der großen Entfernung, in welcher die Zuschauer saßen, durchaus nothwendig war. — Den Begriff der epischen Poesie umschreibt Persius in einer streng an Horaz sich anschließenden Weise, der Sat. II, 1, 15 den Gedanken: nicht Jeder ist zum epischen Dichter geschaffen, — auf folgende Weise ausdrückt:

— — Nicht Jeder vermag Roms Lanzenumstarrte
Ordnungen, noch an zerbrochnem Geschoß hinblutende Galler,
Noch, wie verwundet der Parther vom Roß abgleitet, zu schildern.
(J. H. Voß.)

Dieß hatte zu Horaz' Zeit ganz vortrefflich gepaßt; denn damals waren es die Parther, welche die Römer am meisten beschäftigten und in einem Epos die Gegenwart, also speciell August, zu verherrlichen, war ja die Anforderung, welche wiederholt an Horaz gemacht, von diesem aber immer abgelehnt wurde, wie er dieß auch in der angeführten Stelle thut. Dagegen auf die Zeit des Persius paßte das überall nicht; er mußte als Beispiel eines epischen Stoffes einen solchen wählen, der in seiner Zeit

mehrfach, oder auch nur einmal, aber auf berühmte Weise, bearbeitet worden war. Aber das ist ja eben eine Eigenthümlichkeit des Persius, daß er außerhalb seiner Zeit, daß er nur in seinen Büchern lebt, und unter diesen nimmt Horaz eine ausgezeichnete Stelle ein. Er hat also den abstrakten Begriff eines epischen Gedichts in der Weise individualisirt, wie es seiner Welt und dem Kreise seiner Anschauungen nahe lag. Denn daß die parthischen Kriege wirklich irgend einmal zum Gegenstande eines Epos gemacht worden wären (wie sie in Geschichtwerken natürlicherweise auftreten mußten), davon ist keine Spur vorhanden und es ist auch bei der dem wirklichen Leben abgewendeten, spielenden Richtung, welche die römische Poesie sehr bald nahm, überaus unwahrscheinlich; und je auffallender ein solches Werk mit den übrigen Arbeiten der Zeit kontrastirt hätte, um so gewisser wäre irgend eine Andeutung oder Nachricht darüber auf uns gekommen. — Merkwürdig ist auch die Art, wie Persius den horazischen Ausdruck im Einzelnen modificirt, in seine eigene Weise übersetzt. Horaz hatte gesagt: vulnera Parthi eqvo labentis. Dafür setzt nun Persius: Vulnera Parthi ducentis ab ingvine ferum. Das malerische, einfach schöne e. l. genügt ihm nicht, er will etwas Deutlicheres, stärker Aufgetragenes, Genaueres; er nimmt die beiden Verse bei Horaz (V. 14 und 15) in Einen zusammen, spießt die Parther an den Speer, an dem Horaz die Gallier hatte sterben lassen, und zwar läßt er den Parther an einer zwar besonders empfindlichen, aber mit wenigem Geschick und Geschmack gewählten, Stelle verwundet seyn und sich den Pfeil herausziehen, wodurch der Tod herbeigeführt wird. Einen ganz anderen Weg der Erklärung hat Casaubonus und nach ihm O. Jahn eingeschlagen. Hienach sind vulnera Parthi nicht, wie jeder Unbefangene glauben muß, Wunden, welche der Parther empfangen hat, sondern solche, welche er selbst schlägt, und

ducentis ab ingvine ferrum heißt: welcher von der Hüftegegend aus den Pfeil zieht. Im Unterschied von den Hellenen, welche den Köcher um die Schulter tragen, sollen ihn nämlich die Barbaren weiter unten angebracht haben, eine Sache, welche theils an sich nicht fest steht, theils hier einen weder den Worten, noch dem Zusammenhang entsprechenden Sinn gäbe. Denn was die Worte betrifft, so könnte man sich dafür, daß die Parther den Köcher bis an die Hüfte herabhängend tragen, unmöglich einen plumperen, widrigeren Ausdruck denken, als ab ingvine, und ferrum für sagitta und ducere ferrum für das Herausnehmen des Pfeils aus dem Köcher wären Bezeichnungen, welche selbst bei Persius für auffallend gelten müßten; ebenso gibt es zwar allerdings Stellen, in welchen vulnus in aktivem Sinne steht (vgl. O. Jahn), aber in diesen wird diese Beziehung regelmäßig durch den ganzen Zusammenhang unzweideutig, was aber in unserer Stelle so gar nicht der Fall ist, daß vielmehr das Gegentheil hievon unmöglich verkannt werden kann. Bei Jahn's Erklärung wären nämlich vulnera Parthi die Wunden, welche der Parther schlägt — den Römern natürlich, denn das sind seine Feinde; der epische Dichter der Römer hätte also hienach die Aufgabe, die Schlappen, welche die Römer, die Siege, welche die Parther davongetragen, zu besingen und möglichst zu verherrlichen! Ich denke, allein hiedurch und durch die offen zu Tage liegende, und bei Persius vollends ganz entscheidende Nachahmung der horazischen Stelle ist Jahn's Erklärung vollständig und für immer beseitigt, und wenn er gegen die von uns ausgeführte Erklärung bemerkt: haec accederent ad moestam tragoediam (würde sich also von V. 3 nicht scharf genug unterscheiden), so ist unbegreiflich, wie er übersehen konnte, daß diese Einwendung einzig und allein seine eigene Erklärung trifft; denn nicht das ist für den Römer ein trauriger Gegenstand, wenn der Römer

einen Parther verwundet, wohl aber doch, wenn der Parther dem Römer Wunden schlägt.

V. 7. Ueber den Helikon vgl. die Anmerk. zu V. 4 des Prologs (S. 85). — In der ganzen Schilderung der gewöhnlichen, den Mund übervoll nehmenden Dichter ist es zugleich auf Persiflirung derselben abgesehen.

V. 8. Thyestes war der Bruder des Atreus, des Herrschers von Mykenä, welche gegen einander eine ganze Reihe von Abscheulichkeiten begingen. Zuerst verführte Thyestes die Frau seines Bruders, Aërope, und beraubte ihn seines werthvollsten Schatzes, eines Lamms mit goldenem Vließe. Dafür vertrieb Atreus den Thyestes aus Mykenä. Aus der Verbannung sandte dieser den Pleisthenes ab, um den Atreus zu tödten, d. h. unwissentlich einen Vatermord zu begehen. Pleisthenes war nämlich zwar von Thyestes auferzogen worden, war aber in Wahrheit der Sohn des Atreus selbst. Atreus jedoch tödtet vielmehr selbst den Abgesandten, also seinen Sohn. Als dieses zu Tage kam, beschloß Atreus sich entsetzlich zu rächen. Er versöhnt sich zum Scheine mit Thyestes, gestattet ihm die Rückkehr nach Mykenä und zieht ihn an seine Tafel. Hier tischt er ihm gekochtes Fleisch auf, und als Thyestes davon gegessen, läßt der Bruder das Ganze, von dem jener gekostet hatte, hereinbringen: es waren die eigenen Söhne des Thyestes, der eine gleichfalls Pleisthenes genannt, der andere Tantalos, welche Atreus hatte tödten und zubereiten lassen. Thyestes floh entsetzt und Helios wendete am Himmel seinen Wagen ob der Greuelthat. Dieß ist der Topf des Thyestes, ein Gegenstand, den die römischen Dichter eben wegen seiner Angemessenheit für den römischen Geschmack (vgl. meine Charakteristik des Horaz, S. 32 f.) mit besonderer Vorliebe behandelten. — Von derselben Art ist auch die Geschichte der Progne. Diese

war die Gattinn des Thrakiers Tereus, und hatte von diesem einen Sohn Itys. Tereus aber verliebte sich in ihre Schwester Philomele, schaffte seine Gattinn auf die Seite, belog Philomele, dieselbe sey todt und genoß nun diese, der er, um nicht verrathen zu werden, die Zunge ausschnitt. Aber Philomele erfuhr die Wahrheit, und machte ihre Schwester durch einige Worte, welche sie auf ein Tuch webte, mit ihrem Schicksale bekannt. Diese kam zu ihr, tödtete den eigenen Sohn Itys, setzte ihn dem Tereus zum Mahle vor und entfloh mit ihrer Schwester. Tereus verfolgt sie mit einem Beile, holt sie ein, aber die beiden Frauen werden von den Göttern auf ihre Bitten in Vögel verwandelt, Progne in eine Nachtigall, Philomele in eine Schwalbe, während Andere es umgekehrt angeben.

V. 9. Glyko, ein Schauspieler zur Zeit Nero's, beim Volke beliebt. Zu seinen Hauptrollen, die er öfter zu wiederholen hatte, gehörte nach unserer Stelle besonders Thyestes und Tereus, worin er also von dem ihm vorgesetzten Fleische seiner Kinder zu essen hatte.

V. 17. Das Mahl, nämlich eben das des Thyestes. Diesem Königsschmaus wird die plebejische Kost gegenübergestellt; er solle anstatt solcher dem Leben seines Volkes und seiner Zeit fernliegenden Gegenstände vielmehr solche wählen, welche auf jenes sich beziehen, solle die krankhaften Sitten der Zeit geißeln, also bei der Satire bleiben und nicht, wie es den Anschein habe nach dem Anlaufe, den er von vornherein genommen, mythischen Bombast auskramen. Uebrigens ist das Lob, das sich Persius bei dieser Gelegenheit ertheilen läßt, nur im Vergleiche mit dem größeren Theile der damaligen Dichter anzuerkennen; alle übrigen Maßstäbe würden es als unverdient oder wenigstens übertrieben erscheinen lassen; namentlich etwas Leichtes, Mühe-

loses, ein Spiel war ihm das Dichten keinesfalls, wie sein Biograph ausdrücklich angibt.

V. 21. L. Annäus Cornutus, oder, was K. Fr. Hermann (lect. Pers. I, S. 13, Note 15) für das Ursprüngliche hält, Phurnutus, ein stoischer Philosoph, über dessen persönliches Verhältniß zu Persius die gegenwärtige Stelle ein hinreichend deutliches Zeugniß ablegt und über dessen sonstige Verhältnisse Pauly's Real-Encykl. II, S. 712 f. Auskunft gibt.

V. 30—51 beschreibt die Verdienste, durch welche sich Cornutus einen Anspruch auf die innigste Dankbarkeit des Persius erworben. Er hat diesen in einer gefährlichen Zeit geleitet und vor sittlichen Gefahren beschützt, und mit ihm ein auf die tiefste Seelenharmonie gegründetes Freundschaftsbündniß geschlossen.

V. 30—35 ist eine Beschreibung der Zeit des Eintritts in das männliche Alter nach den äußeren und inneren Merkmalen desselben. Der Zeitpunkt hiefür war im Allgemeinen das vollendete fünfzehnte Jahr; doch stand es dann im Belieben des Vaters oder Vormünders, ob er die Feier sogleich vornehmen oder noch verschieben wollte. Dieselbe bestand darin, daß der Knabe auf dem Forum die toga praetexta (d. h. die mit einem Purpurstreif versehene, welche Auszeichnung seine Person unverletzlich machen sollte, daher hier der Purpur schützend heißt), und die Bulla (d. h. die goldene, magische Mittel enthaltende Kapsel, welche vornehme Knaben vom Halse auf die Brust herabhängend trugen, s. Pauly's Real-Encykl. I, 1195 f.), ablegte, (oder, wie in unserer Stelle, den Hausgöttern, den Laren, oder auch andern Göttern, als Weihgeschenk darbrachte) und dafür die toga virilis, pura (einfarbig, ohne Purpurstreifen) erhielt, welche man auch toga libera nannte, weil sie dem, der sie empfing, größere Freiheit

verschaffte. Letzteres ist durch die nun eintretende größere Willfährigkeit, Nachsicht der Führer, der Pädagogen, welche bisher den Knaben überwacht und strenge gehalten hatten, und dadurch angedeutet, daß er jetzt sich frei umsehen darf in der Suburra, dem liederlichsten Theile der Stadt Rom, wo namentlich das Weiberpack sein Wesen trieb, daß er also keine äußerliche Abhaltung mehr hat, zu thun was ihm beliebt, Gutes oder Schlechtes, so daß sich also mit dieser Zeit ein doppelter Weg aufthut, der Jüngling sich an einen Scheideweg gestellt sieht.

V. 36—44. In dieser des Schutzes und der Leitung bedürftigen Zeit habe ich, der Vaterlose, mich dir zum Sohne untergeschoben, dich zu meinem Vater gewählt, und du hast mir wirklich so viel aufmerksame, sorgliche, für mein geistiges Wohl bedachte Liebe gewidmet, wie Sokrates nur immer den von ihm Geliebten schenken konnte. Die Weisheit hat sich damals mit dem natürlichen Bewußtseyn in einen Kampf eingelassen, um dieses umzugestalten, zu sich zu erheben, und dieses streckte sich selbst nach jener, um über sich selbst emporgehoben, seiner Unmittelbarkeit, Unreflektirtheit entkleidet und zum Geiste, zum Selbstbewußtseyn veredelt zu werden. Dasselbe stellt V. 40 unter einem andern Bilde dar. Sein jugendlicher Sinn war die noch ungeformte, aber weiche und bildsame Masse, welche Form, Individualität, Belebtheit, Ausdruck erst durch den bildenden Finger des Weisen erhielt und dadurch erst wurde er zur Person. — Anfang der Nächte — erst mit Sonnenuntergang fingen ursprünglich die Römer mit dem Essen an, und auch später noch galt das Beginnen um die Mittagszeit bei den Besseren für das Kennzeichen eines Tagdiebs: vgl. Pauly's Real-Encykl. II, S. 486.

V. 45—51. Unser Bund ist in den Sternen geschlossen, es liegt

demselben etwas Magisches zu Grunde, und um so unlösbarer ist er. Dieser Gedanke ist wohl ohne genauere astrologische Kenntnisse nur der bekannten Stelle bei Horaz (Od. II, 17, 17 ff.) nachgebildet. Wir sind unter Einem Sterne geboren, es mag dieses Sternbild nun seyn, welches es will, die Wage, die Zwillinge oder der Jupiter. Die Parze bestimmt dem Neugebornen sein Schicksal nach dem augenblicklichen Stande der Gestirne, nach der Constellation seiner Geburtsstunde. Ueber die Astrologie bei den Römern vgl. Pauly's Real-Encykl. II, S. 1151—53.

V. 52—72. Während so viele Andere auf thörichte oder gar verderbliche Weise ihr Leben verbringen, hat sich Cornutus eine würdige Aufgabe gestellt, die Verbreitung der Weisheit, den Vortrag der stoischen Philosophie. Niemand, der sein eigenes wahres Interesse versteht, sollte diese Gelegenheit zur Belehrung und Besserung unbenützt vorüber lassen.

Das Thema von der Manchfaltigkeit der menschlichen Lebenszwecke ist ein bei den Alten vielbehandeltes; vgl. die Ausleger zu Horaz's erster Ode. Der Eine treibt Handel, holt im fernen Osten, in Indien, Gewürze (in deren Erwähnung V. 55 ein gewisser Ton der Verachtung nicht zu verkennen ist), ein Anderer zieht ein ruhiges, behagliches Leben vor, noch Andere haben eine Freude an Körperübungen oder schlagen die Zeit mit Würfelspiel todt, und ebenso Viele geben sich unmäßiger, den Körper zerrüttender und bittere Reue verursachender Wollust hin. (Dem Sumpfland gleich, so ungedeihlich, unfruchtbar, wie dieses.) Daß nun mit diesen Beschäftigungen und Zeitvertreiben die des Cornutus in Eine Reihe gestellt, als eine der tausend Arten betrachtet wird, hat für unsern feiner gebildeten Takt etwas sehr Auffallendes und Anstößiges. Für die römischen Leser, und auch Cor-

nutus selbst, war jedoch dieses gewiß nicht vorhanden; sie mochten es über dem Gegensatze, in welchen wiederum das Thun des Cornutus zum gewöhnlichen Treiben gestellt ist, übersehen.

Die Saat des Kleanthes ist die stoische Philosophie, vgl. über Kleanthes Pauly's Real-Encykl. II, S. 431—433.

Es ist etwas noch übrig (V. 69), auf das Ihr verweisen, eine neue Frist ansetzen, die Ausführung Eures Entschlusses verschieben könnet. Das Bild vom Wagenrad schließt sich hieran so an: daß du auf diese Weise niemals vorwärts, nie zum Ziele kommst, hat darin seinen Grund (nam), weil du fest gebannt bist, das Hinderniß liegt innerlich, liegt tief, liegt in deiner ganzen Stellung zur Welt, deinem Charakter, deiner Natur, es ist gleichsam prädestinirt.

V. 73—90. Man muß sich bei der Stoa und Cornutus insbesondere Freiheit holen, und zwar bekommt man dort eine ganz andere als die vom Prätor ertheilte ist, welche nur äußerlich ist und nur äußerliche Veränderungen herbeiführt.

In Bezug auf die ersten Verse hat sich K. Fr. Hermann lect. Pers. II, S. 50 f. die ganz fruchtlose Mühe gegeben, zu beweisen, daß sie nicht auf die Freilassung von Sklaven sich beziehen. Verbindet man, wie man jedenfalls muß, possidet mit scab. tess. far und faßt emeruit absolut: nicht jene Freiheit, wonach Jeder, sobald er als Publius in der Velina ausgedient hat (prägnante Ausdrucksweise, statt: er hat ausgedient — der Stand eines Sklaven wird mit dem Kriegsdienst verglichen — und ist jetzt Publius und in der Velina), vermöge der Marke, wodurch er sich bei der Austheilung als Berechtigter legitimirt, ärmliches Getreide besitzt: — so fällt der größte Theil von Hermann's Einwendungen von selbst hinweg. Die Velina ist nur beispielsweise genannt für eine Tribus überhaupt, wahrscheinlich nach dem Vorgange

des Horaz (Ep. I, 6, 52), an den sich Persius hier wiederum gehalten hat, anstatt an die reale Wirklichkeit, das Leben, die Staatseinrichtungen, welche ihm gesagt hätten, daß die Velina, als eine tribus rustica und somit den Freigelassenen nicht zugänglich, das unpassendste Beispiel für diesen Zusammenhang sey. Die Art, wie Hermann selbst den Sinn und Zusammenhang zu bestimmen sucht, ist eine durchaus mißlungene, ohne alle Schneide, Schärfe, Präcision, Klarheit, unlogisch und noch mehr unrömisch, und alle Verbindung mit dem Folgenden zerreißend. Wir lassen uns daher nicht weiter darauf ein, sondern erklären, als ob die Beziehung der Stelle auf die Freilassung der Sklaven ebenso unbestritten wäre, wie sie unbestreitbar ist.

Bei der förmlichsten Art der Freilassung (manumissio per vindictam) war der Hergang ursprünglich folgender: Der bisherige Herr des freizulassenden Sklaven führt ihn vor den Prätor, worauf ein assertor ihn in libertatem vindicat. Der Herr thut anfangs zum Scheine, als wollte er ihn contra vindicare, indem er ihn im Kreise herumdreht, ihm einen Streich gibt u. s. w., dann aber tritt die in iure cessio ein, indem er ihn ex manu mittit und sagt: abi qvo voles; er überläßt ihn also dem assertor zu dem Zwecke, wozu er ihn vindicirt hat, zur Freiheit. In späterer Zeit trat an die Stelle des assertor ein lictor, der zum Zeichen des manu asserere das Haupt des Freizulassenden mit einem Stabe oder Halme berührte. Auf diese Art frei geworden, nimmt der gewesene Sklave, um auch äußerlich sich als Freier zu bezeichnen, den Vornamen seines ehemaligen Herrn (z. B. Publius, Markus) an. Und da bei der Manumission in rechtlicher Form der Freilasser dem bisherigen servus dasselbe Recht ertheilt, das er selbst hat, so hatte der von einem civis Manumittirte eben dadurch die civitas, das römische Bürgerrecht (vgl. Pauly's Real-Encykl. II,

S. 395), konnte somit alle bürgerlichen Akte rechtskräftig vornehmen, z. B. die Bürgschaftleistung, Zeugnißablegung, Testamentsunterzeichnung, konnte als Geschworener verwendet werden (V. 79—81), und wenn er arm war, so konnte er vom Prätor eine Karte erlangen, durch welche er bei öffentlichen Getreidespenden (Largitionen) eine Portion erhielt (V. 74 f.) Auf die Nachtheile dieser Einrichtungen macht Persius hier aufmerksam. Man nimmt mit dem äußeren Zustande, der Berechtigung der Sklaven, bedeutende Veränderungen vor durch die Freilassung, ohne daß damit auch eine Aenderung in diesen selbst Hand in Hand ginge, der äußeren Wiedergeburt auch eine innere entspräche. Natürlich sind die Menschen nach der Berührung mit dem Stabe, nach dem einmaligen Umdrehen, dieselben wie vorher, und doch werden ihnen nach diesem Akte Rechte ertheilt, welche nur unter Voraussetzung sittlicher Tüchtigkeit, wirklicher Ehrenhaftigkeit nicht gefährlich sind, nicht das ganze bürgerliche Leben untergraben, das gegenseitige Zutrauen, die öffentliche Ehrlichkeit vernichten (V. 79 ff.). Die innerliche Unwirksamkeit, die Bedeutungslosigkeit für das Innere neben der hohen Bedeutung für das Aeußere ist also der Widerspruch, den Persius an dem Akte der Freilassung hervorhebt.

Dama ist ein Sklavenname. — Hüte. Der Freigelassene empfing im Tempel der Feronia einen Hut, um damit sein im Unterschiede von der Sklavenzeit jetzt geschorenes (vgl. Pauly's Real-Encykl. II, S. 1314) Haupt zu bedecken. Vgl. zu **III**, 106. (S. 145.)

Brutus, natürlich der Aeltere, der die Vertreibung des Tarquinius veranlaßte, da der Spätere weder von seinen Genossen so auffallend hervorragte, noch auch wohl, als Mörder Cäsars, in der Kaiserzeit große Berühmtheit und Beliebtheit genoß.

Masurius Sabinus ein berühmter Rechtsgelehrter unter Ti-

berius und Nero. Die Rechtsschule des Atejus Capito wurde nach ihm Sabinianer genannt. Röthel, die Ueberschriften oder Anfangsworte der Gesetze wurden roth geschrieben. Also: frei ist wer Alles thun darf was nicht durch ein bürgerliches Gesetz ausdrücklich verboten ist. Fügt man hiezu noch die Beschränkung: was nicht factisch Jemandem unmöglich ist (weil er durch Gewalt an der Ausübung gehindert wird), so hat man genau die von den Juristen aufgestellte Definition der libertas hier als Gegenstand der Polemik.

V. 91—123. Daß einer vom Prätor zu einem Freien gemacht und deßwegen doch nicht frei seyn kann, kommt daher, daß derselbe Weisheit und daraus fließende innere Freiheit nicht zu verleihen vermag. Denn Jeder kann nur das, was er gelernt hat (–V. 104). Wie der Prätor, so auch jeder Andere. Auch die Lebensweisheit will gelernt seyn, auch die innere Freiheit muß errungen werden; sie umfaßt mehr und ist schwieriger als man glaubt und wer sie nicht ganz hat, der hat sie gar nicht, an dem ist nichts Gutes. — Es scheint, als ob auch dieses noch, wie vielleicht der ganze Rest der Satire, dem V. 86 erwähnten Stoiker in den Mund gelegt seyn solle; wenigstens schließt sich V. 90 an die vorhergehende Frage und diese wiederum sich an die Entscheidung des Stoikers (V. 87) an. Jedenfalls aber verliert sich die gewählte Einkleidung immer mehr, wird immer bläſſer, unkenntlicher, geht in den sonstigen Ton und die gewöhnliche Weise des Persius über, wie wir dieß schon öfter gefunden haben.

V. 91. Höre mich an, doch mußt du es ruhig und unbefangen thun.

V. 98. Naturrecht und positive Gesetze verbieten dieß.

V. 100. Im Alterthum gab es keine Apotheken, sondern die Aerzte dispensirten selbst. Es gehörte daher zu der Kunst der Letztern

auch die Bereitung der Arzneien im Einzelnen, die Zuwägung der einzelnen Ingredienzien u. s. f. und hiebei war natürlich das erste Erforderniß das Wägenkönnen. Sie bedienten sich einer Wage mit einer Schale, an der die Maße und Verhältnisse oben durch Punkte bezeichnet waren.

V. 102 f. Wer sich auf die Sternkunde nicht versteht, ist zum Steuermann nicht zu brauchen. Melicerta, der Sohn des Königs im minyschen Orchomenos, Athamas, und der Ino. Als diese von ihrem rasenden Gemahle verfolgt wurde, stürzte sie sich über den Felsen Moluris mit ihrem Sohne ins Meer. Letzterer wurde dann als Meergott verehrt unter dem Namen Palämon und ihm zu Ehren die isthmischen Spiele eingesetzt. Den Palämon identificirten die Römer in der Zeit, da sie sich darauf capricirten, ihre Götter in der hellenischen Mythologie wiederzufinden, mit ihrem Hafengott Portumnus und so erscheint er auch in unserer Stelle.

V. 108. Der Ausdruck ist eine Weiterbildung des zu II, 1 erklärten, eine Uebertragung desselben auf das Gebiet des Moralischen.

V. 118. Ziehe das Seil an, beurtheile dich wieder mit ungemildeter Strenge. Die Stoiker trieben den Grundsatz, daß wo das Princip gut ist, auch alle einzelnen Seiten und Handlungen es sind und umgekehrt, so auf die Spitze, daß sie im Ernste behaupteten, an ihrem Ideale, dem Weisen, sey Alles gut, dagegen an dem Unweisen, dem Thoren, also an allen Menschen außer dem Weisen, schlechthin Alles schlecht, ne scintillula qvidem boni sey an ihm, wie die altprotestantischen Dogmatiker in demselben Zusammenhange sagen. In der Wahl des Beispieles vom Ausstrecken des Fingers verräth Persius wieder den unmittelbaren Einfluß der Schule; nur übertreibt er hier sogar die Lehre der Stoiker. Nach diesen streckt der Weise zwar allerdings seinen Finger

nicht ohne Weisheit aus, dagegen bei dem Nichtweisen wird diese Handlung zu den sittlich-gleichgiltigen, den Adiaphoris, gerechnet. Persius aber zählt sie hier zu den sittlich-bedeutsamen, zu den am Nichtweisen gleichfalls sündigen.

V. 122 f. Beides, nämlich den Thoren und die Wahrheit, in irgend eine Berührung mit einander zu bringen, ist eine Versündigung gegen diese. Bathyllus, ein berühmter Pantomime zur Zeit des Mäcenas und Augustus. Sein Name wurde thetisch für jeden großen Künstler im Ballet. Vgl. über ihn Pauly's Real-Encyklopädie I, S. 1076—1078. Eine seiner Hauptrollen ist die hier erwähnte eines Satyr.

V. 124—156. Mit einer sehr unbehilflichen Wendung faßt der Dichter sein Thema von der wahren Freiheit von einer neuen Seite auf. Unbekehrt durch alles Bisherige oder vielmehr ohne Zusammenhang damit stellt der Repräsentant des gewöhnlichen Bewußtseyns die schon V. 83 ff. vorgebrachte Behauptung, daß er frei sey, von Neuem auf, und wie schon vorher gesagt war, daß die äußere, bürgerliche Freiheit nicht die wahre sey, so wird dieses jetzt wiederholt, und wie schon vorher behauptet war, daß die wahre Freiheit in der Unabhängigkeit von Leidenschaften bestehe (vgl. V. 109 ff.), so wird jetzt negativ ausgeführt und dramatisch anschaulich gemacht, wie der den Leidenschaften Unterworfene in der That unselbstständig sey, nach verschiedenen Seiten hin und her gezerrt werde, keinen eigenen Willen habe, somit unfrei sey. Als Beispiel werden die entgegengesetzten Leidenschaften der Habsucht und Genußsucht genannt.

V. 126. Die Striegel, ein Badwerkzeug, um sich den Schweiß abzuschaben, mußten die Sklaven ihren Herren ins Bad voraustragen.

Bad des Crispinus, wahrscheinlich frei (oder nach Horaz) gewählter Name für irgend ein Bad.

2 V. 132 ff. Der Gedanke, daß einer, der im Innern Gebieter hat, nicht glücklicher und nicht freier sey, als ein Sklave im bürgerlichen Sinne, wird veranschaulicht. — Pontus in Kleinasien. Häringe sind zwar an sich werthlos wie das Werg, doch konnte der Handel damit nichtsdestoweniger einträglich seyn. Castoreum, Bibergeil. Ebenus, Ebenholz. Lüsterne Flore, durchsichtige Florkleider, bei denen es war, als ob man Nichts auf dem Leibe hätte. Zuerst, vor deinen Concurrenten. Durstig heißt das Kameel, weil es lange Nichts getrunken hat oder wenigstens das Trinken lange entbehren kann.

V. 137. Jupiter ist der Gott, welcher über der Haltung des Eides mit besonderer Strenge wacht.

V. 139. So wirst du dein Leben lang ein armer Schlucker bleiben. Diese Drohung wirkt. Schnell geht's aus dem Bette und rüstig an die Arbeit, an das Einpacken und Zurüsten für die schleunigst auszuführende Handelsreise. Mitten im Werke tritt aber ein retardirendes Element ein, macht sich eine entgegengesetzte Erwägung geltend.

V. 145 ist übertrieben in Persius' Manier. Der Schierling hat erkältende Kraft.

V. 146. An Hanf, an einem Taue, dich haltend, um nicht durch das Schwanken des Schiffes zu Boden geworfen zu werden.

V. 147. Es ist kein Grund einzusehen, warum der Kaufmann an Bord gerade schlechten Wein, gerade Vejenter, Wein von Veji, trinken soll. Persius scheint hier nicht an der rechten Stelle eine horazische Reminiscenz angebracht zu haben, da der in der Wahl dieses Weines liegende Nebenzug des Geizes unmotivirt ist. Nur dieß will die Genußsucht veranlassen, daß er ein behagliches Leben einem mühseligen,

entbehrungsreichen aus Habsucht vorziehe. Aber zu den durch das Seeleben auferlegten Entbehrungen gehört ein gutes Glas Wein nicht nothwendig.

V. 148. Der stehende, fest aufstehende, damit er nicht umfalle.

V. 149 f. Ueber das ganze Zinswesen der Alten vgl. den ausführlichen, gründlichen Artikel Fenus in Pauly's Real-Encyklopädie III, S. 445—461.

V. 151. Gönne den Genius, dem personificirten Lebensglück des Individuums, auch was, d. h. mache dir das Leben angenehm, behaglich.

V. 157—175. Die innerliche Unfreiheit in Folge einer Leidenschaft ist so tief gewurzelt, daß sie nicht so leicht gehoben wird, daß sie auch nach momentaner scheinbarer Beseitigung immer wieder sich geltend zu machen sucht. Diesen Gedanken macht Persius in einem lebendigen Gemälde anschaulich. Er schließt sich hiebei genau an den griechischen Komödiendichter Menander an, aus dessen Stück betitelt „der Eunuch" Persius den Prolog benützt hat, den Terenz (mit dem ganzen Stück) gleichfalls bearbeitete, und nach diesem auch Horaz benützte. Die handelnden Personen sind hier der junge Chärestratus und sein Sklave und Vertrauter Davus. Nach langem Besinnen und Schwanken (worauf sich das Nägelkauen bezieht) faßt der Erstere den heroischen Entschluß, sich von der Freigelassenen Chrysis, in deren schmählichen Banden er bisher schmachtete und darüber Hab' und Gut, Gesundheit und guten Namen ruinirte, mit Einem Male loszureißen, wofür er von dem erfreuten Davus belobt wird. Aber bald regt sich in dem Jüngling wieder ein anderes Gefühl, die Sentimentalität macht sich geltend, er meint, die arme Chrysis werde über seinen Verlust wohl recht betrübt seyn, sich die Augen ausweinen und was dergleichen Dinge mehr sind,

worüber ihn aber Davus, der das Geschlecht besser kennt, auf eine classische Weise beruhigt.

V. 165 f. Feucht ist die Thüre der Hetäre entweder von den Thränen trunkener unerhörter Liebhaber (denn diese Personen verstanden so gut zu rechnen, als eine heutige haubensüchtige Dame und wußten, daß eine augenblickliche Härte und Sprödigkeit ihre reichen Zinsen trägt) oder von dem Weine oder den Salben, welche dieselben hier, wie auf einem Altare, dargebracht haben. Der sein Ständchen bringende Chärestratus scheint die Thüre bereits feucht zu treffen, so daß also schon Andere in ähnlicher Absicht da gewesen wären und die Sprödigkeit gegen ihn einen sehr natürlichen und daher zu allen Zeiten überaus häufigen Grund hätte: Chrysis ist nicht vacant. Uebrigens scheint es bei dem Ständchen mehr auf eine Kundmachung seiner Anwesenheit, als auf eine ästhetische und sentimentale Erfreuung abgesehen gewesen zu seyn; wenigstens kann man noch immer die Erfahrung machen, daß Betrunkene es mit den Rücksichten auf Schönheit des Gesanges nicht immer genau nehmen. Mit erloschener Fackel, er ist also entweder schon weit herumgestreift oder hat er schon lange vor der Thüre geschmachtet; denn daß er um nicht von Vorübergehenden erkannt zu werden, die Fackel lösche, ist unwahrscheinlich theils weil er sich durch seine Stimme doch verriethe, theils wegen V. 164 (den ehrlichen Ruf).

V. 172. Es ist nicht geschickt angelegt von Persius, daß der im vorhergehenden Verse vorausgesagte Fall so augenblicklich und ohne Vermittlung eintritt, das eben hypothetisch Ausgedrückte nun historisch und faktisch dasteht. Denn daß man auch V. 172 noch in den Kreis der Hypothese zöge (wenn sie rufen würde, würdest du sagen: Sogleich; denn was kann ich Anderes thun? Sollte ich u. s. w.), scheint igitur zu verbieten.

V. 174. Hier nämlich in dem kräftigen Manneswillen. Dieser

ist es was den Menschen frei macht, nicht aber der Stab des Lictors, den Persius nun zum dritten Male daherbringt.

V. 176—188. Nachdem die Erörterung schon abgeschlossen schien, bringt Persius ein neues Beispiel von innerer Unfreiheit nach: der Ehrsüchtige, der zugleich kindischem Aberglauben fröhnt, darf sich der Freiheit nicht rühmen. Man sollte meinen, der Ehrsüchtige wäre an sich schon innerlich unfrei und er brauchte gar nicht noch überdieß abergläubisch zu seyn. Persius meinte, wie es scheint, auch hier recht stark auftragen, auch hier, wie in dem vorigen Beispiele, einen inneren Dualismus anbringen zu müssen. Uebrigens ist das Beispiel eines Ehrsüchtigen ganz unzeitgemäß, ganz nur ein Bücherbeispiel; denn in einer Zeit, wo die Kaiser jeden Versuch, sich Popularität zu verschaffen, mit der ängstlichsten Eifersucht überwachten, gehörte die ambitio gewiß nicht zu den Fehlern, welche die Rüge des Satirikers vorzugsweise verdienten.

V. 176. Kreidig heißt die Ehrsucht nach einer Wendung ähnlich der in V. 184, (wo der Sabbath beschnitten genannt wird, weil ihn Beschnittene feiern), weil die Ehrsüchtigen, oder vielmehr die Bewerber um eine obrigkeitliche Stelle, eine kreideweiße (candida) Toga trugen (daher candidati). Zugleich ist der Ausdruck mit einiger Verachtung gewählt.

V. 178 f. Eine Art von Largition, Austheilung von Lebensmitteln, um sich beim Volke beliebt zu machen, daher die Kaiser die Sache an sich zogen. Z. B. wurden Kichererbsen, ein Nahrungsmittel des niedern Volkes, an Festtagen unter den Pöbel geschüttet, der sich darum balgte. Vielleicht daß die Sitte am römischen Carneval, sich mit Stoffen dieser Art zu bewerfen, hievon ein Nachklang ist. Unsre, d. h. die unter meiner Aedilität gefeierten, Floralien, über welche das Nöthigste sich findet in Pauly's Real-Encyklopädie III, S. 489 f. Es war ein Frühlingsfest, an welchem es lustig herging.

V. 180 ff. Als Rom entgöttert war, als die alten ehrwürdigen Götter ihre Bedeutung und ihren Einfluß verloren hatten, als die Gesinnung und Weltanschauung, welche sie geschaffen, sich in ihnen objectivirt und hypostasirt hatte, zu Grabe gegangen und damit auch diese Götterwelt entschwunden war, strömten durch die geöffnete Pforte auf das geistig und sittlich heruntergekommene und daher irgend eines Haltpunktes, einer Beherrschung hochbedürftige Volk die Religionen aller Länder ein, und je auffallender, namentlich auch je üppiger, je sinnlicher sie waren, um so mehr fanden sie Anklang, namentlich bei dem weiblichen Geschlechte. Juvenalis ist voll solcher Schilderungen und Persius erwähnt hier der jüdischen Religion, des Isis- und des Cybeledienstes. Auf die erste bezieht sich der Tag (Geburtstag?) des Herodes, über welchen aber, außer dieser Beziehung, Nichts sicher ist. Es wird wohl damit eine Bewandniß haben, wie mit den tricesima Sabbata Hor. Sat. I, 9, 69. Beide Dichter haben nur aus allgemeiner, oberflächlicher Kenntniß der Sache, die ihnen an sich überaus gleichgiltig, beziehungsweise lächerlich war, gesprochen. So mochte Persius von den Juden nicht viel mehr kennen, als den Namen ihres Königs Herodes, den er vielleicht für ihren Gott hielt, daher er einen Festtag machte zu Ehren des Herodes für irgend einen jüdischen Festtag überhaupt. Das Anzünden der Lampen ist übrigens eine jüdische Feierlichkeit, ebenso gehört dazu die Bekränzung mit Veilchen, und das Fischessen soll vielleicht einen Fasttag bedeuten, wofern es nicht überhaupt ein Festschmaus ist. Und da bekanntlich der Fisch schwimmen will, nicht blos in der Schüssel, sondern auch im Magen, so darf es an Wein bei dieser Gelegenheit nicht fehlen. Indessen ist es dem Feiernden nicht sehr lustig zu Muthe; er betet stille und ängstlich, daß ihm kein Leid geschehe.

V. 185. Die Anknüpfung an das Vorhergehende (cum-tum) ist nicht geschickt, da ein sachlicher Zusammenhang durchaus nicht vorhanden ist. Gefahr droht Eierzerbrechen soll sich auf eine Art von Weissagung beziehen, die Eierschau. Wenn ein über das Feuer gehaltenes Ei platzte, so bedeutete es Unglück.

V. 186. Gallen, verschnittene Cybelepriester, über welche das Nähere s. in Pauly's Real-Encyklopädie III, 638—644. Die schielende Priesterinn ist die der Isis mit der Isisklapper in der Hand, welche ein Werkzeug bei der ägyptischen Tempelmusik war und besonders bei der jährlichen Wehklage um Osiris angewendet wurde. Das Schielen scheint eine obligate Eigenschaft dieser Personen gewesen zu seyn.

V. 187. Leibaufblähen, droht mit Bestrafung durch Wassersucht.

V. 188. Dem Knoblauch wurde eine zauberische Kraft in Beziehung auf die Abwendung von Unglück zugeschrieben, was vielleicht eben auch mit seiner Widerlichkeit zusammenhängt, welcher für die bösen Geister etwas wahlverwandschaftlich Anziehendes hat, diese gleichsam in sich saugt und dadurch von dem Menschen selbst das Unheil abwendet. — In Nachweisungen über diese verschiedenen Arten von Aberglauben ist Plum's Commentar besonders reichhaltig.

V. 189—191. Dieser Epilog, herbeigeführt durch das Bedürfniß eines Schlusses, steht nichtsdestoweniger an einer keineswegs passenden Stelle. Nicht nur, daß er die Sache selbst in keiner Weise trifft und nur Wiederholung einer früheren Wendung ist (vgl. III, 77 ff.), sondern er sollte auch unmittelbarer an etwas Philosophisches angeknüpft seyn, nicht aber an die Schilderung des Aberglaubens, in dessen Verlachung der Philosoph und der stämmige Centurio vielmehr harmoniren. Denn die Bemerkung, daß das Alles nur griechische Witze und somit keinen

Batzen nutz sey, gilt doch allein der philosophischen Erörterung über den Begriff der Freiheit, welche sich der Mann aus dem Volke auf diese Weise vom Leibe hält und für sich widerlegt.

Zur sechsten Satire.

Gegenstand der Satire ist das rechte Verhalten in Bezug auf die irdischen Glücksgüter und hier ist es vornämlich das Sorgen für die Zukunft, wogegen unser Stoiker polemisirt nach dem Grundsatze dieser Schule: naturam seqvi! — Die Satire ist an den Freund des Persius, Cäsius Bassus gerichtet, der sich als lyrischer Dichter so auszeichnete, daß er von Quintilianus als der einzige nach Horaz nennenswerthe Dichter dieser Gattung aufgeführt wird, worüber wir nicht urtheilen können, da uns nur ein einziger Hexameter von ihm erhalten ist; auch schrieb er eine Schrift metrischen Inhalts, wiewohl diese an Nero gerichtet war, was zwar auf dieselbe Zeit weist, aber bei einem demselben Kreise wie Persius angehörenden Mann höchst auffallend wäre, daher man (wie Bähr thut in Pauly's Real-Encyklopädie I, S. 1072) zwischen dem Lyriker Cäsius Bassus und einem gleichzeitigen und gleichnamigen Metriker zu unterscheiden, immerhin einigen Grund hat. Nach dem Tode des Persius überließ Cornutus diesem, seinem Wunsche gemäß, die Herausgabe gegenwärtiger Satiren. Bassus selbst fand nach der Angabe des Scholiasten zu unserer Satire beim Ausbruche des Vesuv im Jahr 79 n. Chr. seinen Tod.

Der Ausgangspunkt unserer Satire ist ein persönlicher: Die rauhere Jahrszeit ist eingetreten und der kränkliche Persius hat sich vor ihr in ein milderes Klima geflüchtet; von der Seeküste aus schreibt er

an seinen Freund, und fragt ihn, ob er sich jetzt in sein sabinisches Landgut zurückgezogen habe und in dessen Behaglichkeit sich den Musen widme? Wie er sich nach dem Befinden des Bassus erkundigt, so gibt er von seinem eigenen Nachricht und der Gedanke, welcher die Brücke zu der folgenden Einkleidung bildet, ist dieser, daß er sich in einer heiteren Stimmung befinde, wo ihn Nichts anfechte, wo Gefühle der Eifersucht und des Neides ihm ferne seyen (V. 13—17). Aber so gleichgiltig gegen Glücksgüter, wie ich es bin, sind freilich nicht Alle; man vertheilt sich vielmehr auf zwei Extreme: die Einen übertreiben es in der Sparsamkeit, die Andern in der Verschwendung (V. 18—22). Ich will die Mitte halten: ich will nicht knickerisch zurückhalten mit dem was ich habe, sondern ich will Gebrauch davon machen, aber keinen überflüssigen, verschwenderischen, leckeren (V. 22—24). Die Ausgaben müssen den Einnahmen congruent seyn, — nicht größer und nicht kleiner; nur in außerordentlichen Fällen, wo es einen Freundschaftsdienst gilt, darf man sich auch nicht scheuen, das Capital selbst anzugreifen (V. 25—33). Um die zukünftigen Besitzer, die Erben und ihre Rache, braucht man sich dabei nicht zu kümmern, noch auch was die Leute dazu sagen werden; denn nach dem Tode kann es einem nicht mehr weh thun (V. 33—41). Auch hat man ein vollkommenes Recht, so zu handeln; selbst wenn ich mir den größten Aufwand erlauben würde, müßte es sich mein Erbe gefallen lassen (V. 41—52), auch kann ich, wofern ich keine Verwandten habe, zum Erben einsetzen wen ich will (V. 52—60). So von mir ganz abhängig, muß er was ich ihm zukommen lasse, so wie es ist, als Ganzes hinnehmen und darf nicht darüber reflectiren (V. 61—67); will er nicht vorlieb nehmen, so will ich ihm zeigen, daß er es muß, daß ich nicht für ihn zu sparen, um seinetwillen mir irgend etwas abzubrechen habe (V. 68—74). Er möge sich selbst auch tummeln, selber

etwas zu verdienen suchen, seine Habe umtreiben, und wenn er dieses schon gethan hat, schon reich ist, so brauche ich auf seine Unersättlichkeit noch weniger Rücksicht zu nehmen (V. 75—80).

V. 1—6. Erkundigung nach dem Treiben des Bassus. Dieser scheint im Sabinerlande eine Villa besessen zu haben, in welche er sich den Winter über zurückzog, um hier in der Stille sich ungestört poetischen Beschäftigungen zu widmen. Letztere charakterisirt Persius näher, aber auf eine für uns, die wir sie nicht in Resultaten vorliegen sehen, auch sonst keine Nachrichten darüber haben, sehr schwer verständliche Weise. — Gemessene Töne, das Original sagt: sabinisch-ernst (tetricus), weist somit nicht blos auf den Charakter der Gedichte des Bassus hin, sondern zugleich auf ihre Heimath.

Nach V. 3 f. scheint Bassus in seinen Gedichten eine nationale Richtung eingeschlagen zu haben, indem er, vielleicht an der Hand der Urgeschichte Roms, auf die Etymologie alter Wörter zurückging, was zwar nach unsern gebildeteren ästhetischen Begriffen durchaus kein Gegenstand eines Gedichtes seyn kann, aber bei den Alten hatte das Lehrgedicht eine sehr weite Ausdehnung, da sie das specifisch Poetische ganz überwiegend in die Form setzten. Dieß namentlich in der alexandrinischen Zeit, an welche sich die römische Poesie vorzugsweise anlehnte. Schon Attius z. B. hatte eine Art Literaturgeschichte in Versen geschrieben, Aehnliches bearbeitete Porcius Licinius, Vulcatius Sedigitus u. A., Lucilius machte die Orthographie zum Gegenstande eines ganzen Buchs seiner Satiren, um von Virgils Georgika Nichts zu sagen.

V. 5 f. Hier ist zuerst die Lesart noch fester zu stellen. Hermann lect. Pers. I, 7. preist die Lesart senex zweier Handschriften als ein

Heilmittel von wunderbarer Kraft für diese schwierige Stelle, und allerdings würde sie den Sinn wesentlich modificiren, wenn man sie aufzunehmen hätte. Dieses ist aber nicht der Fall. Denn Bassus wird von dem Biographen des Persius ausdrücklich ein Altersgenosse des Letztern genannt (amicos habuit a prima adolescentia Caesium Bassum poetam et Calpurnium Staturam, qvi vivo eo iuvenis decessit), und daß er hier im Winter sich an den Herd flüchtet, ist doch bei einem Jüngeren so natürlich als bei einem Greise, wie das Beispiel des Persius selbst beweist; auch müßte gegen den senex ludens das Horazische: non lusisse pudet, sed non incidere ludum — geltend gemacht werden. Wir bleiben also bei dem handschriftlichen senes, und ob man daneben egregios liest oder egregius, ist für den Sinn von keiner wesentlichen Bedeutung. Was den Sinn selbst betrifft, so scheinen die beiden Hälften, welche in mox eine gemeinschaftliche Abgrenzung gegen das Frühere haben, enger mit einander zu verbinden zu seyn; der jugendlich heitere Scherz wendet sich, eben im Gefühle seiner Jugendlichkeit, neckisch gegen die Alten; daß aber dieses Necken ein ganz gutmüthiges sey, dafür gibt der Beisatz pollice honesto eine Garantie und ein weiteres versöhnendes Element läge in dem Epitheton egregios. Würde man zwischen den beiden Hälften strenge scheiden, so wäre die Folge, daß die iuvenes ioci als inhonesti prädicirt wären.

V. 6—11. Nachricht von dem eigenen Aufenthaltsorte und Befinden. Persius ist an der Küste des heutigen Genua, wo nach der glaubwürdigen Angabe des Scholiasten die Mutter desselben in ihrer zweiten Ehe lebte oder gelebt und nachher ihren Wohnsitz da behalten hatte. Näher ist es der Hafen von Luna (von seiner mondförmigen Gestalt), der heutige Golf von Spezzia, wo Persius überwintert. Diese Gegend hat schon Quintus Ennius in seinen Annalen (vgl. Pauly's Real-Ency-

klopädie III, S. 243 ff.) gepriesen, und mit Recht, es war das ein gescheidter Gedanke von ihm, er muß ihn wach, nüchtern ausgesprochen haben. Von dem Traume des Ennius war schon zum Prolog (V. 2) im Allgemeinen die Rede. In diesem Traume hatte Homer dem Ennius auch anvertraut, daß er selbst zuerst ein Pfau gewesen, (welcher hier der Pfau des Pythagoras heißt, weil er in Verbindung mit dessen Lehre von der Seelenwanderung steht) und nunmehr in die Person des Ennius eingegangen sey. — Uebrigens ist kein Grund vorhanden, mit Hermann lect. Pers. II, 59 von cognoscite, der Lesart der meisten und besten Handschriften, abzugehen. Diese ungefügige Selbstständigkeit der einzelnen Satztheile ist der alterthümlichen Weise des Ennius ganz angemessen und das folgende iubet scheint wirklich einen Imperativ vorauszusetzen.

V. 12—17. Hier lebe ich sorglos und zufrieden, ohne Reichere zu beneiden. Das Siegel des kahnigen (d. h. kahnigen Wein enthaltenden) Krugs mit der Nase berühren, beschnuffeln, ängstlich und genau untersuchen, ob das Siegel an dem Kleinode nicht verletzt, ob der Krug also nicht etwa heimlich und diebischer Weise ausgeleert worden sey, — ein Zug eines mißtrauischen, genauen Haushalters.

V. 18—24. Andere werden hierin anderer Ansicht seyn; denn in diesem Punkte, in Bezug auf den Lebensgenuß (vgl. genio), sind oft Zwillinge das Gegentheil von einander. Ich will die Extreme meiden, Gebrauch machen von meinen Glücksgütern, aber einfachen, weisen. — Lake, eine Art Gewürz, salzige Brühe, berechnend im Näpfchen gekauft, nur in einer ganz kleinen Quantität, denn das kostet weniger Geld, auch verdirbt Nichts davon, weil es nur auf ein Mal reicht. Selber, in höchsteigener Person, weil er Niemanden die gehörige Vorsicht und Sparsamkeit zutraut. Bethaut, der Pfeffer fällt tropfenweise, wie

der Thau des Himmels herab. Heilig heißt der Pfeffer wegen des Werthes, den er für den Geizigen hat; vgl. Hor. Sat. II, 3, 110. — Mit dem Zahne durch Schwelgerei, köstliches Essen. Kenner des Drosselgeschmacks. Die rechten praktischen Gastronomen wußten auf der Zunge es zu beurtheilen, welchem Geschlecht eine Drossel angehört habe. Bis man es aber zu dieser Virtuosität brachte, war natürlich viele Uebung erforderlich.

V. 25—33. Das naturgemäße Verfahren ist dieß, daß man allemal aufbraucht, was jedes Jahr die Natur spendet und in besonderen durch die Pflicht gebotenen Fällen auch im Voraus von der Ernte verwendet. Oder, um aus diesen idyllischen Verhältnissen herauszutreten, man brauche in der Regel seine Zinsen auf, greife aber in Nothfällen das Kapital selbst an. Wie wenig mit so naiven Vorschlägen und Ermahnungen der Welt gedient ist, wie unpraktisch sie den complicirten Verhältnissen des Lebens gegenüber sind, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Und wie, wenn man gar kein Kapital hat? —

Bruttium, die Südspitze Italiens; vgl. Pauly's Real-Encyklopädie I, S. 1182.

Taube Gelübde, eine persianisch-kecke Bezeichnung für solche Gelübde, welche gleichsam nicht laut genug sind, um von den Göttern vernommen und berücksichtigt zu werden.

Neben ihm riesige Götter (-Bilder) vom Steuer, dem Hintertheile des Schiffs, wo die Bildnisse der Schutzgötter aufgestellt waren. Eine bitter höhnische Zusammenstellung ist, daß die Götterbilder neben dem Schiffbrüchigen liegen, von den Wellen ans Ufer getrieben, von ihrer eigenen Nutzlosigkeit Zeugniß ablegend. Das Schneidende der Bemerkung wird noch verschärft durch den Beisatz: riesige Götter; so theuer es sich die Menschen haben werden lassen und so kolossal

die Formen dieser Götter waren, so geeignet zum Helfen sie demnach schienen, so war doch Alles vergebens.

Taucher, Seevögel. Brich was vom grünen Rasen was noch nicht eingeheimst ist, noch auf dem Felde steht. Damit ist freilich wenig anzufangen und der Ausdruck ist daher nicht geschickt gewählt, für: Verringerung des Kapitals.

Auf blauer Tafel, die Meerfarbe; denn die Tafel stellt seinen Schiffbruch dar. Ueber die Sitte, auf welche hier angespielt ist, s. zu I, 89. (S. 110.)

V. 33—41. Was eine solche Verminderung des Kapitals nach deinem Tode für Folgen habe, braucht dich dann nicht anzufechten. Die Folge wird nämlich voraussichtlich seyn, daß dein Erbe darüber bös wird und in seinem Zorne den Schmaus bei deiner Beerdigung (vgl. Pauly's Real-Encyklopädie III, S. 548), der etwa im Testamente angeordnet ist, unterlassen oder sparsam bestellen und deinen Scheiterhaufen mit schlechten Aromen besprengen (vgl. Pauly's Real-Encyklopädie III, 547), also überhaupt an den Leichenkosten sparen wird. Casia (s. zu II, 64), hier verfälscht durch Kirschrinde.

Solltest du u. s. w. Das hast du nicht anders verdient, es geschieht dir Recht, was gehst du auch mit deinem Kapitale so verschwenderisch um. Und Bestius wird die Gelegenheit benützen, auf sein altes Thema zu kommen und auf die Griechen zu schimpfen. Alle diese Verschwendung komme von den leidigen Griechen her, seit dem man mit diesen in Berührung gekommen, sey alle Einfachheit verschwunden, alle Bedürfnisse gesteigert u. s. w. Der Name des moralisirenden Geizhalses ist von Horaz entlehnt, der ihn jedoch selbst wieder vielleicht aus Lucilius aufgenommen hat. Pfeffer und Datteln kamen besonders von Alexandria aus nach Rom, und diese Stadt war es ja auch, von

wo die Römer griechische Literatur, namentlich Philosophie unmittelbar und vorzugsweise überkamen.

Den Ausdruck des Originals sapere nostrum hoc maris expers habe ich einstweilen übersetzt wie W. E. Weber („ungesalzen“). Ohne Zweifel ist die Wendung aus Horaz entlehnt der Sat. II, 8, 15 sagt: Chium maris expers, ein Beisatz, der unmöglich bedeutungslos seyn kann, sondern — dafür bürgt uns die ganze Art des Horaz — irgend einen charakteristischen Nebenzug in das Gemälde bringt. In welcher Weise nun aber dieß geschieht, kann zweifelhaft seyn. Entweder heißt es: Wein, der angeblich von der Insel Chios kam, in Wahrheit aber nie mit dem Meere in Berührung gekommen ist, also ein Landwein, der nicht weit her ist. Dieß stimmte gut dazu, daß auch im Folgenden als vorräthig nur inländische Weine genannt werden, auf welche kleine Auswahl sich dann die Bemerkung bezieht: divitias miseras! Ebenso würde die Wichtigkeit, Feierlichkeit, womit der Sklave diese Kostbarkeiten daher trägt, einen ganz Horazischen komischen Contrast bilden. Oder aber kann man das Auffallende darein setzen, daß der Gastgeber sich etwas darauf zu Gute that und es nachdrücklich bemerklich machte, daß das reiner Chier sey, unter den kein Tropfe Wassers gekommen sey. Doch scheint die erstere Erklärung der ganzen Stelle angemessener. (Keinesfalls richtig ist aber was in der an unglücklichen Zuthaten reichen Wüstemann'schen Bearbeitung von Heindorfs Ausgabe der Horazischen Satiren behauptet wird, der Wirth gebe den Chierwein ohne Zusatz von Seewasser, um nicht so sehr zum Durst zu reizen und es zeige sich hierin also seine Illiberalität; im Gegentheil geht aus allen Angaben der Alten (vgl. O. Jahn zu uns. St.) hervor, daß jener Zusatz den griechischen Wein vielmehr gesünder, angenehmer, „süffiger“ machte.) Indem nun Persius den Horazischen Ausdruck aufnahm und

auf die griechische Philosophie übertrug, kann er ihn nur in dem Sinne genommen haben: in welchem das Ingrediens des Meerwassers fehlt, also eine schwere, harte, unverdauliche Kost; denn daß die Philosophie n i ch t über das Meer gekommen, n i ch t etwas Exotisches, Unnatürliches, Antinationales sey, wäre ja das gerade Gegentheil von dem, was er wirklich sagen will. Persius also hat das Horazische maris jedenfalls in dem Sinne von aqva marina genommen, nur hat dieses bei einem an sich mehrfacher Deutung fähigen Ausdrucke für uns keine nöthigende Kraft. Uebrigens will M e i s t e r die Stelle des Persius auf eine unserer Deutung der Horazischen entsprechende Weise erklären: seitdem die Weisheit mitten in Rom ihre stehenden Schulen hat, ist sie hier heimlich (nostrum) geworden, kann daher nicht mehr eine übers Meer hergeholte heißen. Nur scheint man durch solche Erklärung für Persius das zu werden, was dieser für Horaz geworden ist.

Die Voraussicht solcher Nachtheile und solcher hämischer Bemerkungen kann auf die Handlungsweise des Lebenden keinen Einfluß üben; denn nach dem Tode ist er ja über alle solche Dinge erhaben, sie können ihm nicht mehr wehe thun. Der Dichter ermuthigt also den Angeredeten, sich über jene Nachtheile hinwegzusetzen und läßt sich durch die Darstellung der Gesinnung des Erben zu einer Demonstration gegen den seinigen bestimmen; er will ein Wort mit ihm sprechen, um ihm zu zeigen, wie wenig er über das Vermögen des Erblassers verfügen kann und wie er daher durchaus nicht sich ungebärdig anstellen darf über jede etwaige Verringerung des Ganzen. Es ist so ein innerlicher Zusammenhang des Folgenden mit dem Vorhergehenden, ein Fortschritt; es soll dem, was von Seiten des Erben vorauszusehen ist, nicht blos Furchtlosigkeit, Gleichgiltigkeit entgegengesetzt, sondern ihm auch vorgebeugt, es soll in der Wurzel abgeschnitten werden. Aeußerlich aber ist beides

an zwei verschiedene Personen, an zweierlei Erben, den des Angeredeten und den des Redenden, vertheilt, was für das grammatische Verständniß nicht übersehen werden darf, wie neuestens O. Jahn gethan hat.

V. 41 — 52. Mysticirende Zurechtweisung seines anmaßlichen Erben, verbunden mit blutiger Persiflirung Caligula's, eine Stelle, welche mehr als jede andere vom Horazischen Geiste angehaucht ist. Nur ist die Verwendung der Vergangenheit für die Gegenwart charakteristisch für die Rückschritte, welche seitdem die Redefreiheit gemacht hatte; inzwischen hat Horaz mit seiner satirischen Geißel nie nach so hohen Regionen gezielt, wie hier Persius thut. — Wenn man zu der gegenwärtigen Stelle bemerken zu müssen glaubt, die Drohung gegen den Erben sey nur fingirt, um ihm Angst zu machen, so setzt dieß wirklich eine niedrige Stufe des Verständnisses eines Kunstwerks voraus, sowohl bei dem, der die Bemerkung macht, als bei dem, für welchen er sie macht. Als ob hier nicht Alles im Elemente der Phantasie vor sich ginge! In diesem Falle kommt aber noch hinzu, daß ja Persius an ein Ereigniß unter Caligula anknüpft.

Um die Reichen Galliens auszuplündern unternahm Caligula einen Feldzug dahin (J. 39 u. 40 n. Chr.) und beschloß seine Heldenthaten damit, daß er sein Heer an den Ocean führte, hier in Schlachtordnung stellte, das Zeichen gab und — Muscheln am Ufer suchen ließ (vgl. Pauly's Real-Encyklopädie II, S. 78.). Dieß sind die blutigen Kämpfe, für welche er sich durch ein nach alter Sitte mit Lorbeerzweigen (zum Zeichen des Siegs) umwundenes Schreiben einen Triumph in Rom bestellte, der möglichst glänzend und zugleich möglichst — wohlfeil werden sollte. Die Ausführung übernahm Cäsonia, seine frühere Geliebte, dann Gemahlinn, zuletzt von ihm ermordet (s.

Pauly's Real-Encyklopädie II, S. 49). Auf die Vorbereitungen, welche für den Triumph getroffen wurden, bezieht sich das Einzelne: man bläst die Asche, welche von früher her noch auf den Altären lag, aber längst verglommen und erkaltet war, ab, um neue (Dank-) Opfer darbringen zu können. Die germanischen Gefangenen wurden von eigens dazu mitgenommenen Galliern und von hochgewachsenen Senatoren vorgestellt, welche sich die Haare blond färben, den Bart wachsen lassen, das Germanische lernen und barbarische Namen annehmen mußten. Ebenso war alles Andere nachgemacht und in Rom gefertigt. So z. B. Königsgewänder, die Gewänder der angeblich besiegten und gefangenen germanischen Häuptlinge. Rheine sind colossale Abbildungen des Rheines, als des bezwungenen Stromes, welche im Triumphzuge mitgetragen wurden. „Der geistreiche Zug in dieser Stelle ist, daß die Anschaffung aller der hier aufgezählten Requisiten des Triumphs durch Cäsonia mit trockenem Ernste als eine sich von selbst verstehende Sache dargestellt wird, während alle diese Gegenstände vom Feinde hätten erbeutet seyn sollen.“ W. E. Weber, Uebers. S. 252. Wenn auch Persius, der erst in seinem zwölften Jahre nach Rom zog, zur Zeit dieses Triumphs aber erst sechs Jahre alt war und um diese Zeit gerade seinen Vater verlor, den Zug nicht selbst angesehen hat, so hat er doch jedenfalls davon viel erzählen gehört und Dinge dieser Art prägen sich mit unverlöschlichen Zügen ins Gedächtniß.

Bei dieser so festlichen, hocherfreulichen Gelegenheit gelobt der Redende dem Volke ein Kampfspiel zum Besten zu geben, worin hundert Paare Gladiatoren aufträten. Zu dieser außerordentlichen Ausgabe ersucht er den Erben um seine Zustimmung, der sie ertheilen muß, wofern er nicht den, zu dessen Ehren sie beabsichtigt wird und der ein großer Freund solcher Schauspiele war (vgl. Pauly's Real-Encyklopädie III, S. 863),

gegen sich aufbringen will. Ebenso müßte derselbe einwilligen wenn ich außerdem noch dem Volke eine Extraspende, einen öffentlichen Schmaus geben wollte. Das Motiv zu dieser Einwilligung liegt in den Worten: Denn dort liegen die Steine zu Hauf: er fürchtet, wenn er Einwendungen machen wollte, von dem erzürnten, in seinen heiligsten Interessen bedrohten Pöbel gesteinigt zu werden. Eine solche Motivirung wird durchaus verlangt, wie sie auch oben in vae nisi connives enthalten war. Der Erbe gibt seine Einwilligung mit einem scheuen Blick auf die Steine in seiner Nähe. Dieß ist sicher die richtige Erklärung, da keine andere gleich sehr den Worten und dem Zusammenhange angemessen ist. Nur darf man ihr nicht die Fassung geben, welche Hermann lect. Pers. II, 63 ff. versucht hat, wonach die Worte non adeo exossatus ager iuxta est zusammengehörten und per aposiopesin hinzuzudenken wäre: ut qvae sentiat, impune eloqvi audeat. Nicht nur wäre hier gerade das Wesentlichste ausgelassen, sondern die Erklärung hätte auch sonstige sprachliche und sachliche Schwierigkeiten; man müßte unlateinischer Weise verbinden: ager iuxta (der Acker in der Nähe, in dessen Nähe wir uns befinden) ist nicht so ganz ausgebeint u. s. w. und was hieße das dann? Die Steine seyen nicht so vollständig ausgegraben, daß nicht noch immer Gefahr vorhanden wäre. Das Volk müßte also, wenn es von der Lust ihn zu steinigen ergriffen würde, vorher nach Steinen graben (also Schaufeln bei sich haben) und fände auch dann nur wenige, weil theilweise der Acker bereits ausgebeint ist! Die Unstatthaftigkeit dieser Erklärung fällt somit in die Augen. Ich erkläre: es ist ein ausgebeinter Acker in der Nähe, d. h. ein solcher, von welchem man kaum erst die Steine ausgegraben hat, so daß diese noch auf dem Boden beisammen liegen; wäre Letzteres nicht

der Fall, so könnte man dem Acker von außen gar nicht ansehen, daß er „ausgebeint“ sey.

V. 52—60. Die Abhängigkeit des Erben vom Erblasser wird jenem von einer neuen Seite zu fühlen gegeben: der Letztere kann seine Habe vermachen wem er will, wofern er keine Verwandten hat. Hiebei ist hauptsächlich zweierlei auffallend: erstens die Art wie der Gedanke: wenn ich keine Verwandten habe, specialisirt wird, zweitens der Zusammenhang dieses Gedankens mit dem Bisherigen. Um mit dem Letztern anzufangen, so wird dieser Gedanke dem Erben des Redenden gegenüber geltend gemacht; was hat nun jener für eine erbrechtliche Stellung, ist er selbst ein Verwandter oder nicht? Ist er ein Verwandter, wie kann ihm mit Enterbung gedroht werden? Oder wenn er kein so naher Verwandter ist, daß er in irgend einer Weise als Notherbe gelten könnte, welches Verhältniß hat er zu den V. 52 ff. aufgeführten Verwandten? Geht er ihnen vor, oder steht er ihnen nach, oder hat er die gleiche Berechtigung mit diesen? Es scheint, daß er ihnen nachstehend gedacht ist: wenn meine Verwandten todt sind, so kann ich den nächsten Besten eben so gut zum Erben einsetzen als dich. Ist er aber kein Verwandter, warum erbt er? Bei jedem andern Schriftsteller könnten diese Fragen große Verlegenheiten der Auslegung herbeiführen, — bei Persius nicht. Dieser läßt ja eine gewählte Einkleidung jeden Augenblick wieder fallen, individualisirt seinen abstrakten Gedanken wieder auf abstrakte, unlebendige Weise, oder vielmehr so, daß er dabei nicht an die wirklichen, bestehenden Verhältnisse sich anschließt, sondern an eine geträumte Welt, an Zustände, welche nirgends existiren und auch in der Vorstellung des Subjekts nur so lange existiren können, als dasselbe sie nicht zum Gegenstande nüchternen Nachdenkens gemacht hat. Mit Einem Worte: Persius ist ein ganz unpraktischer Mensch, er versteht

Nichts vom Erbrecht und die Anlegung des juridischen Maßstabs an diese Stelle kann nur beunruhigen, nur die Verwirrung, das Dunkel aufzeigen, leiht aber keinen leitenden Faden durch dieses Labyrinth. Dieß zeigt sich auch in Bezug auf den andern zuerstgenannten Punkt. Bei dieser Detaillirung sind drei Dinge befremdend. Erstens, daß von sui heredes gar nicht die Rede ist; deren Daseyn mußte doch vor Allem negirt werden. Hiebei kann man an die von dem Biographen erwähnte Jungfräulichkeit unseres Achtundzwanzigjährigen denken, welche bei dem Gedanken an die Möglichkeit von sui heredes erröthet wäre. Zweitens, daß lauter weibliche Agnaten genannt sind: Großmutter, Tante, Muhme, Base, Bäschen, nicht ein einziger männlicher. Auch dieser Umstand scheint subjektiv pragmatisch erklärt werden zu müssen, daraus nämlich, daß Persius unter lauter Weibern aufgewachsen ist, daß seine Nächststehenden sämmtlich dem weiblichen Geschlechte angehörten (mater, soror, amita, vgl. den Biographen), so daß für ihn der Gedanke: wenn ich keine Verwandte hätte, augenblicklich gleichsam Weibsgestalt annahm, sich in den individuellen umsetzte: wenn ich nicht hätte was ich habe, nämlich weibliche Verwandte, Tanten u. s. w. Drittens, daß die Aufzählung auch sonst sehr lückenhaft und willkürlich ist. Z. B. vom Vater des Redenden ist sowohl der Bruder in seiner Descendenz (patruelis, proneptis patrui) erwähnt, als die Schwester (amita), von der Mutter aber nur die Schwester (matertera) und von den Descendenten des patruus ist nur eine weibliche des ersten Grads genannt, aber keine des zweiten (Enkelinn); ebenso die Großmutter, nicht aber die Mutter selbst, auch keine Schwester. Gründe für diese Auswahl würde man vergeblich suchen; der Dichter hat seinen allgemeinen Gedanken: wenn ich alle meine Verwandten überleben würde, so ausgeführt, wie es ihm der Zufall und das Versbedürfniß an die Hand gab. Uebrigens ist auch

dieser Gedanke selbst nicht nur phantastisch, sondern will auch gar Nichts besagen; denn wenn er durchaus keine Verwandten mehr hätte, so verstände es sich ganz von selbst, daß er zum Erben einsetzen könne wen er wolle, falls es nur überhaupt eine erbfähige Person ist. Aber, wie gesagt, in Bezug auf complicirte, feinere Rechtsverhältnisse ist unser Dichter fast so unschuldig, wie das Kind im Mutterleibe, oder wie seine Ausleger, die sich an gegenwärtiger Stelle gar nicht aufhalten.

Bovillä, Stadt an der appischen Straße (s. Pauly's Real-Encyklopädie I, S. 1162), in deren Nähe Persius ein Landgut besaß, daher ihm die Nennung von Bovillä nahe lag. — Virbius, ein altitalischer Landgott, zu Aricia vorzugsweise verehrt, daher hier der aricinische Abhang Hügel des Virbius genannt ist. An diesem hatten die Bettler ihren Standort. Persius sagt also, er könne dann den nächsten besten Bettler von der Straße aufgreifen und zu seinem Erben machen. Hierauf bezieht sich auch die Wahl des Namens Manius, welcher um diese Zeit vorzugsweise Leuten aus der niedrigsten Classe ertheilt wurde. Diese heißen hier Erdengezücht, weil sie ohne Vermittlung von Ahnen gleichsam unmittelbar aus dem Schoose der Erde selbst hervorgegangen sind. Eine sehr glimpfliche, sogar ehrenvolle Benennung im Vergleich mit „la canaille."

Frage mich u. s. w. Wieder mit Beziehung auf die persönlichen Verhältnisse des Persius gesprochen, der wirklich so weit hinauf die Geschichte seiner Familie mochte verfolgen können. Aber sein Ahn in der sechsten Linie war gleichfalls ein Mann von dunklem Ursprung, auch ein Erdensohn wie Manius, und wenn er von derselben Mutter (Erde) ist, wie dieser, so sind sie beide Brüder und der lebende Manius ist somit (nach scherzhafter Berechnungsweise) Persius' Ur-Ur-Ur-Ur-Großoheim.

V. 61—67. Der Erbe wird zur Geduld, Dankbarkeit, Bescheidenheit, Zufriedenheit und Thätigkeit ermahnt. — Die Fackel, Anspielung auf diejenige Form des Fackellaufes, wobei der Läufer, wenn er an einem gewissen Punkte der Bahn angekommen war, seine Fackel (brennend) seinem Vormann übergab, der dann mit ihr eine weitere Strecke bis zum nächsten Ziele durchlief. Hier nun heißt es: warum willst du mir die Fackel abnehmen ehe ich noch das bestimmte Ziel erreicht habe? Ohne Bild: laß mich doch erst sterben, warte doch mein Ende ab, wo du erst Eigenthümer meiner Habe werden wirst; für jetzt, ehe jenes Ziel erreicht ist, bin ich es und habe allein darüber zu verfügen; du hast keinen rechtlichen Anspruch auf mein Vermögen, es ist reine Glückssache, wenn es dir zufällt. Dieß besagt der Ausdruck: ich erscheine dir als Merkur u. s. w. Merkur ist nämlich der Gott des unverhofften Gewinns und wird mit einem Geldbeutel in der Hand abgebildet. — Minui mihi: wenn ich etwas davon verbraucht habe, so geht das dich Nichts an; vgl. Plaut. Capt. IV, 2, 86. mihi qvidem esurio, non tibi. — Stadius ein willkürlich gewählter Name, in dessen Schreibung die Handschriften sehr schwanken. — Vatermahnungen, er solle ihm keine Moral predigen, Sparsamkeit empfehlen. Vgl. III, 96. — Nimm die Zinsen, die du aus dem Kapital ziehen kannst, mit in Rechnung, halte dich durch diese schadlos für den vermeintlichen Verlust, den du erlitten und bestreite mit ihnen die etwa dir zufallenden Unkosten (z. B. des Begräbnisses des Erblassers). Oder auch kann man diesen Vers als die Vatermahnungen enthaltend betrachten. Dann heißt es: treibe dein Kapital gut um, so kannst du von den Zinsen leben, brauchst nicht das Kapital anzugreifen (das dann unversehrt an den Erben kommt). Diese Auffassung ist vielleicht die vorzüglichere.

V. 68—80. Ich will nicht sparen und mich quälen, damit mein Erbe es sich wohl seyn lassen kann; er soll sich auch selbst etwas erwerben und nicht unersättlich seyn. — Nesseln, soll ich mich knapp halten, darben, mich mit dem Wohlfeilsten und Schlechtesten begnügen? Dahin gehört auch der Schweinskopf, der die Spuren davon, daß er nichts weniger als frisch mehr ist, an sich trägt. — Dein Taugnichts. Wessen liederlicher Sohn? Des Erben? Aber warum erst der Sohn des Erben und nicht, wie bisher immer, der Erbe selbst? Wohl aus einer gewissen Scheue, diese Dinge einem Angeredeten unmittelbar zuzuschreiben und dadurch gleichsam persönlich zu machen. — Den patricischen Schooß muß er theuer bezahlen und dazu wird eben das geerbte Geld verwendet. — Pfaff Opferpfaff, der die Opfer schlachtet und was übrig bleibt, für sich nehmen darf.

Ne (V. 76) wäre nur dann passend wenn es übersetzt würde: es seye Niemand vortrefflicher, also imperativisch, wo man dann aber doch eine Verbindung mit den vorhergehenden Imperativen erwarten würde; mit damit nicht übersetzt würde etwas als Ziel der Mühen angegeben, was es nicht ist. — Pascere in catasta (die Bühne auf dem Markt, wo die Sklaven nackt feil geboten wurden) wäre eine sachliche Unrichtigkeit, indem man die Sklaven nicht auf der Catasta hält, sondern sie dort nur ausbietet für Solche, welche (zu Hause) halten wollen; die Catasta ist kein bleibender Aufenthaltsort für sie, sondern nur das Mittel, einen solchen zu bekommen. Plausisse dagegen gibt etwas Individuelles, Genreartiges ganz in der sonstigen Weise des Persius. Wir sehen hier einen Sklavenhändler, welcher die vom mercator eingeführten Bursche mit wichtiger Kennermiene drastisch untersucht, um ihre Tüchtigkeit und ihren Werth zu beurtheilen und diejenigen herauszufinden, mit welchen sich ein vortheilhafter Handel treiben ließe. (Oder

ist der mercator und der Sklavenhändler Eine Person und beklatscht das Fleisch seiner Sklaven um den Kaufslustigen das Pralle derselben zu zeigen.) Daß es so ist, beweist das unmittelbar Vorhergehende, wie das Nachfolgende, wo überall von Handel die Rede ist. — Wenn der Angeredete sein Kapital schon verzehnfacht hat, so wäre der unmittelbar aus diesem Zusammenhang sich ergebende Gedanke: und doch bist du noch immer nicht satt, willst doch noch immer Mehreres, z. B. mein unvermindertes Vermögen. Statt dessen ist aber schnell abgebrochen mit einer witzigen Wendung. Du darfst nur sagen, wo ich aufhören soll, — hatte es vorher geheißen; hierauf wird geantwortet: Dieß ist ebenso unmöglich und vergeblich, als zu Chrysippus zu sagen: halt ein, jetzt ist es ein Haufen, jetzt ist es genug. Die Habsucht ist ebenso endlos, ebenso unermeßlicher Dehnbarkeit fähig, wie der Haufen des Chrysipp. Hiebei handelte es sich nämlich darum, in genauer Zahl zu bestimmen, wie viel Körner zu einem Haufen gehören, so daß die Wegnahme eines einzigen Körnchens mache, daß es kein Haufen mehr ist, also die Grenze des Begriffs Haufen anzugeben, ein lächerliches Problem bei einem so relativen Begriffe, wo ein kleinerer Haufen doch immer noch ein Haufen ist, das aber Persius doch im Ernste für schwierig und wichtig gehalten zu haben scheint. Ueber Chrysipp im Allgemeinen vgl. Pauly's Real-Encyklopädie **II**, S. 347—350.

Was die innere Oekonomie des Schlusses betrifft, so ist vor Allem die Ansicht von O. Jahn in der Weise, wie sie sich gibt, für unbegründet zu erklären, daß nämlich mit V. 74 die dialogische Einkleidung abgelaufen sey. Dem widerspricht der Augenschein, da ja auch das Weitere durchaus dialogisch verläuft, wenn auch, wie bei Persius gewöhnlich, ohne klar heraustretende Charakteristik der redenden Personen, und nur die vermeintliche Unmöglichkeit, einen Zusammenhang und

Gedankenfortschritt aufzuzeigen, hat zu jener Annahme geführt. Wir haben denselben so zu bestimmen gesucht, wie man wohl muß sobald man annimmt, daß diese letzten Verse wirklich das in dieser Satire behandelte Thema zu einem Schlusse bringen sollen. Es ist aber auch noch zu einer andern Betrachtungsweise Veranlassung. Der Biograph des Persius sagt nämlich: hunc ipsum librum (die Satiren) imperfectum reliqvit. Versus aliqvi demti sunt ultimo libro et qvasi finiturus esset leviter contraxit (denn auf dieses Wort und weder auf das von Jahn aufgenommene correxit, noch auf das nachher von ihm vorgezogene retractavit, welche beide aus contraxit entstehen konnten, führt der Sinn wie die Beschaffenheit der Handschriften) Cornutus. Ultimo libro kann, da die Satiren nur ein einziges Buch bilden (vgl. z. B. Martial. IV, 29, 7), durchaus nichts Anderes heißen, als: am Schlusse des Buches. Was bildet nun diesen? Wenn wir — worauf Alles führt — die Satiren noch in der Ordnung haben, wie Bassus sie ausgab, so bildet die sechste Satire den Schluß des ganzen Buches, diese müßte also die letztverfaßte seyn und an ihrem Ende Spuren von Verkürzung und Mangel an Vollendung haben. Das Erstere hat Jahn für unmöglich erklärt, wahrscheinlich wegen des Anfanges der Satire. Die Satire ist im Winter verfaßt und im Winter (November) starb Persius; beides würde also an sich wohl zusammenpassen. Aber die Satire ist von Luna aus, von der Seeküste, datirt und nach der Biographie starb Persius auf seinem Landgute an der appischen Straße. Weiter ist in der Satire von der bruma als einer vergangenen die Rede, diese fällt aber (s. Pauly's Real-Encyklopädie I, 1180 f.) in die zweite Hälfte des Decembers, würde also im Jahr 62 nach dem Tode des Persius erst eingetreten seyn. Also, scheint es, müssen wir entweder die Angaben der Biographie verwerfen (in welchem

Falle wir aber auch keinen Grund mehr hätten, die Nachricht über die Nichtvollendung der Satiren für wahr zu halten), oder eine andere als die sechste für die letztverfaßte halten (und somit die Merkmale der Nichtvollendung an einer andern aufsuchen, was aber vergeblich wäre). In Wahrheit jedoch ist dieses Dilemma nicht vorhanden; die Biographie hat die Schwierigkeit veranlaßt und hebt sie auch. Sie gibt nämlich unmittelbar vor den angeführten Worten über Persius die unfehlbar richtige Nachricht: Et raro et tarde scripsit. Nehmen wir nun an, Persius habe im Jahr 62 mit Beginn der ungünstigen Jahrszeit an die Küste sich begeben und in der dortigen Stille und Muße die Satire begonnen, von der er voraus berechnete, daß sie nach seiner sonstigen Art zu arbeiten gegen Ende des Jahrs fertig würde und die er daher von Anfang an auf diesen Zeitpunkt einrichtete (daher die Erwähnung der bruma), habe sich sodann, als die Arbeit bereits weit gediehen war (etliche und achtzig Verse zählte), entweder weil er sich schlimmer fühlte oder auch weil er sich dazu stark genug glaubte (denn Beides ist je nach Umständen gleich denkbar), auf sein Landgut an der appischen Straße begeben, wo sich sein Zustand verschlimmerte und mit seinem Tode endete: — so sind alle Angaben zu ihrem Rechte gekommen und die sechste Satire ist wirklich die von Persius zuletzt verfaßte. Aber sind an ihrem Schlusse auch wirklich Spuren von einem solchen Hergang, einem Mangel an Vollendung bemerklich? Ohne allen Zweifel. Man lese unbefangen von V. 75 an: wird man nicht durch die ganze Haltung der Stelle, durch die Wahl der Ausdrücke (besonders vende animam lucro) auf die Ansicht gebracht, es sey dieses nur der Vordersatz, der erste Theil von einem Gedanken, welcher etwa so lauten und so sich an das Bisherige anschließen würde: „Wenn man aber in

Bezug auf den Erwerb nicht gleichgiltig ist, wenn man sich emsig bemüht, das Seinige zu vermehren, — was hat man davon? Hat man irgend einen Dank, irgend einen Genuß davon?" Es hätte also hier gleichsam der zweite negative Theil begonnen; der erste führt aus, wie man durch Genügsamkeit, durch Gleichgiltigkeit gegen den Besitz an sich, durch Unterlassen alles ängstlichen Sorgens für die Zukunft glücklich sey, und aus dieser Stimmung und diesem Verhalten sich durch Nichts herauszutreiben lassen brauche; der zweite hätte das Gegentheil dieses Verhaltens in Betracht gezogen und aus der Vergeblichkeit und Qual desselben die Bestätigung des zuerst positiv Aufgestellten entnehmen lassen. Von dieser negativen Ausführung war von Persius ein Theil bereits ausgearbeitet; nach dem was wir noch haben, mochte eine ernsthafte Bekämpfung der Unersättlichkeit folgen, wie ja Persius immer die Sache ernst nimmt und mit einem Scherze niemals etwas für widerlegt hält. Es mochte daher mit einem sed tu fortgefahren gewesen seyn: „aber — um ernsthaft zu reden — meinst du" u. s. w., da aber diese ernsthafte Ausführung noch nicht vollendet war (bei solchen Gegenständen, die nicht die Begeisterung, nicht ein genialer Moment eingibt, sondern die Reflexion herausarbeitet, geht es immer am langsamsten) und V. 80 einen trefflichen, pikanten, epigrammatischen Schluß abzugeben schien, so schnitt Cornutus das weiter Folgende ab und gab uns einen Scheinschluß, durch welchen dann auch das Vorhergehende in ein anderes Licht und einen andern Zusammenhang gerückt wird, als der Dichter beabsichtigte, welchen wir oben gleichfalls anzugeben versuchten. Etwas Aehnliches scheint O. Jahn geahnt zu haben, wenn er V. 75 ff. von dem Vorhergehenden losreißt, und jeder Aufmerksame und feiner Fühlende wird bemerken, daß bei V. 75 wie bei V. 80 ein

Sprung gemacht ist, ein neuer Anlauf genommen, dessen Verfolg wir näher zu bestimmen gesucht haben. Uebrigens gebe ich gegen diese ganze Auseinandersetzung den trivialen Vorwurf der Künstlichkeit und Willkürlichkeit frei, da mit demselben nur die Ungeneigtheit oder Unfähigkeit, sich unbefangen, lebendig und frisch in die Sache hinein zu versetzen und den Weg mitzumachen, ausgesprochen seyn kann und hiegegen es kein Heilmittel gibt.

Druckfehler.

S. 14, Z. 8. l. antiqvorum.
S. 24, Z. 10 v. u. l. magistrisqve.
S. 65, V. 47. l. mit Freunden.
S. 81, V. 56. l. Virbius.

56, 58, 59

Persius Flaccus, Aulus,

Satiren

Stuttgart 1844

A.lat.a. 1378
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10242356-2